

reprinted legal.

19. DEC. 1927

WÄRTLAND

VOM GEISTIGEN LEBEN DER
AUSLANDDEUTSCHEN
ZEITSCHRIFT

BCU Cluj / Central University Library Cluj



2. JAHR

12. HEFT

OSTLAND-VERLAG, HERMANNSTADT

Mediascher Bank

Aktiengesellschaft

Mediasch

Gegründet 1862



Gegründet 1862

BCU Cluj / Central University Library Cluj
und

ihre **Zweiganstalten** in

**ARAD, HELTAU und
HERMANNSTADT**

empfehlen sich zur gewissenhaften

**Durchführung aller Bank-
geschäfte**



Ostland

Vom geistigen Leben der Auslandsdeutschen

12. Heft

Dezember 1927

2. Jahrgang

Wie weit sind wir auf dem Wege zur deutschen Volksgemeinschaft?

VIII.

Deutsche Kulturarbeit in Nordschleswig

von W. Koopmann-Singleff

Nach dem unglücklichen Ausgang des Weltkrieges mußte Nordschleswig die harte Faust des Siegers schwer fühlen. In Versailles wurde bekanntlich das Selbststimmungsrecht der Völker offiziell auf den Schild gehoben und jetzt legte es der Feindbund darauf an, diese Idee so in die Praxis überzuführen, wie Deutschland den größtmöglichen Nachteil davon haben mußte. Daher kam es zu den bekannten Abstimmungen bei uns und in anderen Grenzgebieten.

Wie es uns ergehen würde, wenn wir in jenen Tagen, unter den Abstimmungsbedingungen an die Urne treten mußten, war jedem deutschen Nordschleswiger klar. Zwei Zonen hatte man bekanntlich vorgesehen, in der ersten Zone sollte en bloc, in der zweiten gemeindeweise abgestimmt werden. Es war das auf Betreiben des früheren Reichstagsabgeordneten Hans P. Hansen vom dänischen Wählerverein gewünscht und daher von den Machthabern auch so angeordnet worden. Uns, den Deutschen in der ersten Zone, waren die Hände nun völlig gebunden, daher können wir die Abstimmung vom 10. Februar 1920 durchaus nicht als eine gerechte ansehen und fordern daher eine neue Entscheidung.

Inzwischen sind wir aber an Dänemark abgetreten und dänische Staatsbürger geworden. Was das bedeutet, wenn man eines Tages von dem einen in den anderen Staatsverband hinüberkommt, kann der nur wirklich ganz nachfühlen, der es selber miterlebt hat. Bis dahin hatten wir den Staat und seine Organe für uns. Die sorgten für uns und unsere kulturellen Belange willig und gern. Jetzt schlugen Wind und Strom mit einem Male um. Nun haben wir den Staat und seine Organe gegen uns. Wir selber müssen für unsere kulturellen Bedürfnisse sorgen und opfern. Wenn wir das nicht tun, erhalten wir eben nichts. Denn es ist begreiflicherweise bei uns wie überall so, daß der Staat mit seinen Macht- und

Geldmitteln nur hinter die sich vorbehaltlos stellt, die auch innerlich zu ihm gehören, daß er aber für die, die anders denken, nur so viel tut, als er notgedrungen zu tun gezwungen ist. Für die nationale Minderheit hat er eben nichts übrig. Das ist ein Grund, der uns zwingt, uns für die kulturelle Selbstverwaltung zu erklären. Wir wollen die Pflege unserer kulturellen Belange selber in die Hand nehmen. Vom Herbergsstaat wünschen wir daher keine andere als finanzielle Hilfe.

Als wir dänisch wurden, merkten wir das im Handumdrehen namentlich auf dem Gebiete der Schule und Kirche. Alle Lehrkräfte wurden ihres Amtes enthoben; wer bleiben wollte, mußte sich wieder für das Amt zur Wahl stellen, für das er vielleicht vor Jahrzehnten unter Mitwirkung lokaler Behörden berufen war. Ein Teil der Lehrerschaft war dazu bereit und wurde wieder gewählt. Ein anderer, der weitaus größere, zog nach dem Süden. Denn durch Gesetz war kurzerhand erklärt worden, daß die Schulsprache in allen Volksschulen von jetzt ab die dänische sei. Nur in den vier Städten des Landes, in denen von jeher die Schulsprache deutsch gewesen war, mit alleiniger Ausnahme der Zeit von 1851—1864, gestattete man ohne weiteres die Errichtung deutschsprachiger Volksschulen. Zu beachten ist dabei, daß die drei dieser Städte Tondern, Apenrade, Sonderburg bei jener Abstimmung eine deutsche Mehrheit hatten, daß Hadersleben aber, die nördlichste und größte von ihnen, eine sehr starke deutsche Minderheit aufwies. Daß es aber nicht die Absicht der Dänen war, wirklich deutsche Schulen dort zu schaffen, beweist unwiderleglich die Tatsache, daß man zu Leitern der Schulen in Sonderburg, Apenrade und Hadersleben Männer berief — der König ernennt in Dänemark die Rektoren der Volksschulen —, die früher in Deutschland im Lehrberufe tätig gewesen waren, nun ihre dänische Gesinnung betonten und Anstellung in dänischem Schuldienst suchten.

Auf dem Lande können da, wo 20% der Eltern es wünschen oder wo 24 Kinder für eine solche Schulklasse angemeldet werden, deutschsprachige Schulabteilungen auf Gemeindekosten eingerichtet werden. Frei steht es uns, Privatschulen zu gründen. In Dänemark ist das allen Eltern ohne weiteres gestattet, unter gewissen Bedingungen gibt der Staat eine Beihilfe für diese Schulen. Zu beachten ist aber, daß diese Gesetze schon lange bestanden haben, die grundlegenden stammen aus dem Jahre 1855. Man hat für uns nichts Neues geschaffen, sondern nur keine Ausnahmebestimmungen getroffen.

Das höhere Schulwesen hat man uns durch einen Federzug genommen. Wir hatten ein blühendes deutsches, höheres Schulwesen. In Hadersleben gab es ein uraltes Gymnasium, das seit Jahrhunderten deutsche Schulsprache gehabt hatte, in Sonderburg war eine deutsche Oberrealschule kurz vor dem Kriege geschaffen worden. Tondern und Apenrade hatten Realschulen. Alle wurden mit einem Schlage in dänische Staatsschulen verwandelt. Damit die Eltern nicht sofort in voller Schwere merkten, was sie verloren hatten, richtete man zuerst einige sogenannte Abbauflassen ein, sorgte dafür, daß keine neuen Schüler eintraten und ließ jedes Jahr eine derselben eingehen. Heute haben wir keine einzige vom

Staat eingerichtete höhere Schule mit deutscher Unterrichtssprache im abgetretenen Gebiet.

Dänemark rühmt sich oft und laut seiner liberalen Behandlung der deutschen Minderheit, aber trotz dieses Eigenlobes hat man uns gegenüber oft und deutlich genug erklärt, daß man die Absicht habe, das Deutschtum in Nordschleswig sobald wie möglich aufzusaugen.

Sieben Jahre sind seit der Abtretung dahingeschwunden, jetzt haben wir uns wohl oder übel allmählich hineingefunden in das uns aufgezwungene Loß. Wir haben begriffen, daß es sich für uns nur um ein kulturelles Ringen handeln kann, in dem sich das Volkstum als das siegreiche behaupten wird, das mit der größten Zähigkeit, Wärme und Opferwilligkeit sich für seine kulturellen Belange einsetzt.

Leicht ist diese Aufgabe keineswegs, denn wir haben einen, kulturell gesehen, sehr hochstehenden Gegner vor uns, der bereit ist, für seine Kultur große Opfer zu bringen und sie mit wirklicher Wärme vertritt. Er hat bei diesem Ringen den Staat und dessen Mittel, sowie fast die gesamte Bevölkerung des Landes für sich, die nur die eine nationale Aufgabe kennt, die Südgrenze des Landes gegen das Deutschtum zu schützen.

Wir sind da ganz auf unsere eigene Kraft angewiesen und haben meistens auch die Mehrheit der Bevölkerung gegen uns. Und es wird in scharfer Weise gegen uns gekämpft, wenn auch die hier beliebte Methode eine ganz andere ist als etwa in Tirol und Polen. Aber das Ziel ist trotz allem genau dasselbe: dort wie hier will man das Deutschtum entwurzeln und dann aufsaugen. Der aufgedrängte Kampf ist um so schwieriger, als keine Rasse- und Religionsunterschiede uns trennen. Wir gehören alle demselben Volkstamm, derselben Kirche an. Uns scheidet einzig und allein die Gesinnung. Seit langen Jahren gibt es bei uns in Nordschleswig ein wurzelechtes Heimdeutschtum, das in vielen Fällen nachweisen kann, daß es sich 100 Jahre und noch länger zum deutschen Volkstum bekannte, das noch heute kerndeutsch fühlt und trotzdem im Hause und im Umgang sich der dänischen Sprache bedient. Und gerade um diese auf dem Lande wohnenden Heimdeutschen dreht sich in allererster Linie der Kampf.

Nordschleswig zählte bei der Abzählung etwa 165.000 Einwohner. In Dänemark hat man im Durchschnitt für je 110.000 Einwohner eine höhere Schule, Staatschule genannt. Bei uns hat man ohne Besinnen vier solcher Schulen, eine in jeder der vier Städte, geschaffen, also weit mehr als sonst in Dänemark üblich. Darüber hinaus gibt es in dem kleinen Gebiet nicht weniger als 12 kommunale oder private Realschulen, die alle Berechtigungen verleihen können: das ist eine feine, zwar sehr teure, aber wirkungsvolle Schulpolitik, denn obgleich man es nicht sagt, wird sicher damit gerechnet, daß wenigstens ein Teil der deutschen Jugend diese Anstalten besuchen wird, um sich die Berechtigungen zu sichern. Wenn diese Zahl auch vielleicht nicht sehr groß ist, ganz ohne Erfolg werden die Anstrengungen kaum geblieben sein.

Außer diesen Schulen hat man noch 12 Volkshoch- und Nachschulen oder

ganz ähnliche in Nordschleswig errichtet, die, wie von dänischer Seite offen erklärt wird, „Hochburgen des Dänentums und Ausfallstürme gegen das Deutschtum sein sollen“.

Mit diesen paar Zeilen habe ich versucht, unsere Stellung zu zeichnen; man sieht, wir haben einen kulturell sehr hochstehenden, sehr opferwilligen, vom Staat nach jeder Richtung hin ausgiebig unterstützten Gegner vor uns, der zielbewußt in möglichst feiner und unauffälliger Weise auf sein Ziel hinsteuert. Wenn wir uns behaupten wollen, müssen wir auf dem Posten sein und dafür sorgen, daß möglichst viele Kinder aus deutschen Häusern auch Gelegenheit erhalten, deutsche Schulen zu besuchen. Leicht wird uns diese Aufgabe schon deshalb nicht, weil die Dänen auch für ihre Volksschulen sehr große Mittel aufwenden. Das, was wir errichten, muß natürlich etwas Ebenbürtiges sein. Dazu gehört begreiflicher Weise viel Geld und wenn unsere Bevölkerung auch zum Opfern bereit ist, so genügt doch in manchen Fällen die Opferkraft nicht, um die Schule finanziell zu tragen. Wir sind oft auf Hilfe von anderer Seite angewiesen.

So liegen für uns die Bedingungen, unter denen wir zu arbeiten haben, und in ihrem Lichte muß man die Tatsache betrachten, daß heute im abgetretenen Gebiet in Gemeinde- und Privatschulen zusammen 3000 Kinder unterrichtet werden, was immerhin allerlei bedeutet. Aber zufriedenstellend ist dies Ergebnis bei weitem nicht, denn in Nordschleswig zählt man zurzeit etwa 25.000 Kinder im schulpflichtigen Alter (7—14). Am 10. Februar 1920 wurden bei jener, für uns unter so ungünstigen Bedingungen angenommenen Abstimmung ziemlich genau 25% der Stimmen für Deutschland abgegeben. Und heute besucht nicht einmal $\frac{1}{8}$ aller Kinder deutsche Schulen, in den allermeisten Fällen aus dem einfachen Grunde, weil es in erreichbarer Nähe keine gibt. Mit aller Energie müssen und werden wir uns dafür einsetzen, immer neue deutsche Schulen zu schaffen, soweit es irgend möglich ist.

Auch in kirchlicher Hinsicht haben wir eine bedeutende Aufgabe zu lösen gehabt, weil der Staat sie zu übernehmen nicht gewillt war. Seit jeher war es bei uns so, daß unsere Pastoren zweisprachig waren und die Pflicht hatten, je nach Wunsch der betreffenden Gemeindeglieder sie in deutscher oder in dänischer Sprache zu bedienen. Nach der Abtretung wurde das anders. Die neuangestellten, dänischen Pastoren konnten in den allermeisten Fällen gar kein Deutsch; sie haben aber auch nur den Auftrag, die dänischen Gemeindeglieder kirchlich zu versorgen. Nur in den Städten gestattete man den Deutschen einen eigenen Pastor. Auf dem Lande, so hieß es in einer königlichen Verordnung, können besondere Pastoren angestellt werden, denen die Bedienung der Deutschen in mehreren Gemeinden anvertraut werden solle. Anträge auf Anstellung solcher Geistlichen wurden von mehreren Orten eingereicht, alle lehnte man ohne weiteres ab. Unterdessen bestellte man an manchen Orten einen benachbarten Pastor, der früher in deutschen Diensten gewesen und bei der nun neu vorgenommenen Abstimmung geblieben war, und ließ ihn vielleicht einmal im Monat eine deutsche Predigt in der betreffenden

Gemeinde halten. Von Seelsorge war allerdings bei dieser Regelung keine Rede. Da aber die Nordschleswiger tief religiös sind, konnte diese Ordnung den Bedürfnissen nicht entfernt genügen. Man nahm die Sache selber in die Hand. In Singsleff trat zuerst eine ganze Reihe ernster Christen aus der dänischen Volkskirche aus. Man berief einen eigenen Pastor, dem die kirchliche Versorgung der Deutschen nach jeder Richtung hin übertragen wurde. Das Beispiel fand Nachahmung, die Gemeinde wuchs. Man mußte mehr Pastoren anstellen, um den immer größer werdenden Bedürfnissen zu entsprechen. Heute amtieren in Nordschleswig 4 eigene Pastoren und die Gemeinde, die sich um sie zusammengefunden hat, ist der Schleswig-Holsteinischen Landeskirche angeschlossen; so daß auf kirchlichem Gebiet der Anschluß an die alten Verhältnisse zuerst verwirklicht worden ist.

Auch auf dem Gebiet des Büchereiwesens ist uns eine bedeutungsvolle und schwierige Aufgabe gestellt, denn gerade hier hat unser Gegner mit ganz außerordentlich reichen Mitteln vorbildliche Arbeit geleistet. Beinahe jede Gemeinde im abgetretenen Gebiet hat heute eine reichhaltige öffentliche dänische Bücherei. Unsere Heimdeutschen lesen aber durchwegs gut dänisch, kein Wunder, daß sie dann, wenn deutsche Büchereien in erreichbarer Nähe nicht vorhanden sind, sich an die dänische wenden, um den Lesehunger zu stillen. Auch auf diesem Felde haben wir fast von vorne anfangen müssen. Was in Büchereien vorhanden war, war nicht hervorragend und geriet bei der Abstimmung zum guten Teil in dänische Hände. Jetzt wird aber von uns mit Energie daran gearbeitet, deutsche Büchereien überall dort zu schaffen, wo sich ein Bedürfnis nach deutschen Büchern herausgestellt hat; aber es wird noch geraume Zeit verstreichen, bevor allen Anforderungen entsprochen ist.

Natürlich bemühen wir uns mit Nachdruck, die gesamte deutsche Bevölkerung zusammenzuschließen. Nur ganz kurz will ich erwähnen, daß wir einen Wählerverein, der politische Zwecke verfolgt und einen Schulverein haben, der die kulturellen Aufgaben zu lösen bestimmt ist. Jeder Deutschgesinnte im wahlberechtigten Alter sollte, wenn möglich, beiden Vereinen angehören.

Neben diesen Organisationen steht ebenbürtig unser Jugendbund, der die schulentlassene Jugend, die noch nicht selbständig ist, zusammen zu fassen bestrebt ist. Mit recht gutem Erfolg, denn deutsche Jugendbünde gibt es im ganzen abgetretenen Nordschleswig. In verschiedener Weise arbeiten sie, aber das Ziel ist überall dasselbe: „Das Deutschtum hegen und pflegen, sich rein halten und reif werden, um dann einmal wohlgerüstet als Vollerwachsene einzutreten in unsere deutschen Reihen und mitzuarbeiten für unsere Sache. —

Eine große Schwierigkeit für unsere ganze Arbeit liegt darin, daß wir uns die Räumlichkeiten, die wir für unsere Kulturarbeit brauchen, fast in allen Fällen erst selber schaffen müssen. Wir haben so gut wie nirgends auf dem Lande Schulhäuser, Räume für Versammlungen aller Art, Platz für unsere Büchereien. Daher müssen wir uns diese selber schaffen und das machen wir in der Regel so, daß wir dort, wo wir eine Privatschule erbauen, unmittelbar an das geräumige Schulzimmer ein etwas kleineres legen, als Heim für den Jugendbund, als Ver-

sammlungsraum, in dem Besprechungen und dergleichen in engeren Kreisen stattfinden. Zwischen diesen beiden Räumen ist dann gewöhnlich eine Klapptür oder eine Rollwand vorhanden, so daß sie leicht zu einem größeren Raum vereinigt werden können, der dann benutzt wird, wenn die ganze deutsche Bevölkerung zu einem Fest, zu einem Vortrag, zu einem Gottesdienst oder Gemeindeabend zusammenkommt. Außerdem haben wir meistens eine kleine Kaffeebüchse eingerichtet, in der für den bei uns üblichen Kaffeetisch der Kaffee gekocht werden kann. So sind wir imstande, im eigenen Heim, ungestört von irgend welchen äußeren Einflüssen, uns zu versammeln und je nach dem Zweck der Zusammenkunft Unterhaltung, Belehrung oder Erbauung davon nach Hause zu tragen.

Viel Mühe und Arbeit, viel persönliche Hingabe und viele Opfer an Geld und Gut haben die letzten sieben schweren Jahre von den Deutschen Nordschleswigs gefordert. Sie sind geleistet worden von immer weiteren Kreisen, weil sich bei uns die Erkenntnis immer klarer durchsetzte: Als Minderheit können wir die Pflege unserer kulturellen Belange und die Arbeit an unserem Volkstum keinen anderen Händen überlassen. Nur wenn mit Liebe und Opferwillen an unsere große Aufgabe herangegangen wird, kommen wir vorwärts. Und wir sind vorwärts gekommen. Wir stehen heute viel sicherer und fester da, als bei der Abtretung. Denn wir haben klar erkannt, daß unsere Sache solange nicht verlassen ist, als wir selber treu zu ihr stehen. Und wir lassen sie nicht. In uns lebt der Wille unserer Väter und Großväter aus großer Zeit. Daher gilt heute auch bei uns ihre alte Mahnung; „Jungs holt fast.“ Und wir halten fest, wir Deutschen am Belt und an der Königsau, wir lassen nicht von deutscher Art und deutscher Treu. Wir glauben an die Zukunft unseres Volkes.



Volksbildung und Heimatbewegung

von Fritz Köpp-Frankfurt a. M.

Die Geschichte des deutschen Volksbildungswesens ist nicht rühmlich. Freilich ist uns ein sicherer Maßstab für die Beurteilung der „wilhelminischen Ära“, der seine Anfänge angehören, noch nicht gegeben; zu sehr ist der Geist dieser Zeit auch in unserer Gegenwart noch wirksam, und viele von denen, die ihn heute am schonungslosesten verdammen, erweisen sich bei näherer Betrachtung als seine heimlichen Bannerträger. Aber soviel ist doch nun längst erkannt, daß jene Volksbildung in demselben Mißverständnis der Begriffe „Volk“ und „Bildung“ befangen war, das der verflossenen Periode deutschen Geisteslebens vielleicht zum entscheidenden Verhängnis wurde; daß sie ihrem selbstgesteckten Ziele — Sammlung und Bindung der Massen, die der Kirche und dem Staate entglitten — auch nicht einen Schritt nähergekommen ist; daß sie in selbstzufriedener Vereinsmeierei sich auf die Vermittlung nur nützlichen Wissensstoffes und „besserer“ Unterhaltung beschränkte.

Schon um die Wende des Jahrhunderts machte sich auch auf dem Gebiete der Volksbildung ein Anschauungswandel bemerkbar, dessen Erscheinungsformen uns von anderen Lebensgebieten nicht unbekannt sind. Aber es war doch nur die erste Reaktion gegen den Rationalismus, Mechanismus und zivilisatorischen Fortschrittsglauben der Zeit, und erst, als sich in Krieg und Revolution die Welle der geistigen Umwälzung überschlug, wurde der Blick auf neue Ziele und Wege einer wesentlichen Volksbildung freigelegt. Der starke organisatorische Auftrieb allerdings, den das deutsche Volksbildungswesen nach dem Kriege erfuhr, gehört gleich allen äußeren Vorgängen jener Zeit nicht zu den Anzeichen eines neuen Beginns. Dies vollzog sich ganz im Gegensatz zu jenen, nach dem Raabe'schen Wahrspruch „Was wird, wird still.“ In vielen Kreisen bemühte man sich um die Richtlinien und Grundlagen einer Volksbildungsarbeit, die diesen Namen im Sinne der Gestaltung der Nation, der Weckung eines Volksbewußtseins, der „Volksbildung“ verdiente. Das Gelingen jeder erzieherischen Aufgabe muß ja davon abhängen, daß der Erzieher ein klares Bild von den leiblichen und geistigen Eigenschaften des zu Erziehenden hat und daß ihm ein Erziehungsziel, ein Bildungsideal vorschwebt.

Die Frage nach dem Bildungsideal hat gegenwärtig wohl weniger Aussichten denn je, eine einhellige Beantwortung zu finden. Wir brauchen nur an die Auseinandersetzungen zu erinnern, die um das Humanistische Gymnasium, um die Bekennerschule, um die Forderungen der Schulreformer gehen, um anzudeuten, wie hier alles in stärkster Gärung begriffen ist; und es wäre kurzfristig zu leugnen, daß all diese Gegenätze von der Jugendbildung weitgehend in die eigentliche Volksbildung hineinwirken. Wo das nicht der Fall wäre, könnte von einer wesentlichen Volksbildung nicht gesprochen werden, denn deren Kennzeichen muß ja sein, daß das gesamte Bildungswesen des Volkes organisch aufgebaut und verbunden werde.

Besser dagegen steht es heute schon mit der Kenntnis vom Wesen des zu Erziehenden, des Volkes. Man muß schon versuchen, sich einmal klarzumachen, wie tief der Wert des Volkes als einer leiblich-geistigen Lebensgemeinschaft vor wenig mehr als einem Jahrzehnt noch im Ansehen stand, um zu würdigen, welche tiefgreifende Umwertung hier stattgefunden hat. Entsinnen wir uns doch des Untertones, der in Worten wie „Volksbücherei“, „Volksbad“, ja auch „Volkschule“ und in so vielen Redensarten schließlich mitschwingt, so finden wir Analogien genug für den charitativen Charakter, der auch den Volksbildungsbestrebungen jener Zeit anhaftete. Das Volk, das war die breite Masse der vom Schicksal minder Begünstigten, denen man von den leiblichen und geistigen Gütern verabreichte, sei es aus Angst, sei es aus jenem vielberufenen „warmen Herzen für den Mann aus dem Volke“. Diese Zeiten sind nun vorbei, und wenn auch die sentimentale Hoffnung auf eine Überbrückung aller politischen, weltanschaulichen, ständischen Klüfte nicht erfüllt wurde und nie erfüllt werden wird, so lebt doch in jedem Deutschen, der auf diesen Namen Wert legt, heute das Wir-Bewußtsein der Zugehörigkeit zur Gemeinschaft des Volkes.

Vieles hat zu diesem Erkennen und Erfühlen des Volkes beigetragen; es genüge der Hinweis auf die Auswirkungen des Kriegserlebnisses, die erst bei späteren Generationen eine gerechte Würdigung finden werden, auf den gewaltigen Aufschwung des großdeutschen Gedankens, auf die neuen rassen- und volkskundlichen Forschungen der Wissenschaft. Hier aber soll einmal einer anderen Quelle gedacht werden, aus der ein starker Strom volksbewußten Lebens fließt: der deutschen Heimatbewegung. Ihre Möglichkeiten und ihre Grenzen zu betrachten, liegt schon aus rein äußerlichen Gründen dem Volksbildner nahe, weil er organisatorisch immer und überall auf die außerordentlich weitverzweigten und zahlenmäßig sehr starken Heimatverbände verschiedener Art stoßen wird. Aber vorzüglich ist es doch ein erzieherischer Gesichtspunkt, der ihn auf die Heimatbewegung hinweist, die Überlegung, daß in dem Heimatgedanken gewissermaßen eine Vorstufe des Volksgedankens gegeben ist, auf der er aufbauen kann. Hinzu kommt, daß auch die Heimatvereine in Vorträgen, Arbeitsgemeinschaften, Exkursionen eine Bildungsarbeit entfalten, die für den Volksbildner von ganz praktischem Interesse ist.

Wir finden in der deutschen Heimatbewegung sehr verschiedenartige Gruppen. Für unsere Betrachtung stehen im Vordergrund die eigentlichen Heimats-, Gebirgs- und Wandervereine; in vielen Fällen werden aber auch die landsmannschaftlichen Vereinigungen in Frage kommen, die zur Zeit der Abstimmungen in den Grenzgebieten eine hervorragende politische Rolle spielten, heute aber zumeist sich auf die Pflege landsmannschaftlicher Geselligkeit beschränken. Kennzeichnend für den echten Heimatverein müßte der Wandergedanke sein, wie er um die Jahrhundertwende, als auch die deutsche Jugendbewegung das Licht der Welt erblickte, die großstädtischen Massen ergriff. Man ist gerade in intellektuellen Kreisen leicht geneigt, dieser Bewegung mit lächelnder Geringschätzung zu begegnen und sie als eine Domäne braver Spießer abzutun. Aber nicht nur im deutschen Westen haben die Heimatvereine bewiesen, daß ihre erwanderte Einstellung zu Landschaft und Volk als bedeutsames Aktium selbst in politischen Rechnungen erscheinen konnte. Im Grunde ist in ihnen eine starke Sehnsucht nach generativen Werten wirksam, die im Räderwerk städtischer Zivilisation nicht befriedigt wird. Und diese Sehnsucht bedeutet zugleich Möglichkeit und Gefahr im volksbildnerischen Sinne.

Hier nämlich taucht eines der schwerstwiegenden Probleme der Volksbildung überhaupt auf: das der Einstellung zur Zeit und ihren Erscheinungen. Für die Heimatbewegung spitzt sich die Frage noch zu, indem Großstadt und Gegenwartsdekadenz gleichgesetzt und den traditionellen Werten des Landes und der kleinen Stadt gegenübergestellt werden. Nirgends wirkt ein so zeitabgewandter Historizismus wie in den Heimat-, Geschichts- und Wandervereinen der Provinz. Es drängen sich mehr denn je Jahrhundert- und Jahrtausendfeiern, und immer wieder werden Versuche unternommen, alte Bräuche, Sitten- und Lebensformen zu konservieren oder gar, wo sie schon tot waren, neu zu beleben. Das Ergebnis beweist wohl meistens die völlige Unzulänglichkeit solcher Bemühungen, ohne doch die Veranlasser eines Besseren zu belehren, weil es dem Menschen nun einmal näher

liegt, sich mit einfachen und hergebrachten Formeln zu begnügen, als den tiefsten Gründen des Umstrittenen nachzugeben.

Und umstritten ist freilich unsere Zeit in einem Umfange, der kaum noch weiter gedacht werden kann. So falsch und eines Volksbildners geradezu unwürdig es aber ist, sich nach dem Beispiele des zeitgenössischen Literatentums dieser Unsicherheit mit dem Lustgefühl des Menschen ohne Grenzen hinzugeben, so muß doch von ihm verlangt werden, gerade um der Findung des Standpunktes willen, dessen der Erzieher wie jeder gestaltende Mensch bedarf, daß er sich um das Verständnis des Zeitgeistes und seiner Äußerungen ernstlich bemüht.

Auf unsere besondere Fragestellung angewandt: eine Heimatbewegung, der es nicht gelingt, das Leben der Groß- oder Industriestadt positiv zu erfassen und in ihren Heimatgedanken sinnvoll einzuordnen, muß unter volksbildnerischen Gesichtspunkten ebenso versagen, wie eine Erwachsenenbildung, die nicht in der Lage wäre, auch dem Industrieproletariat etwas zu geben. Gewiß kann man nicht das geistige Leben einer Millioneniedlung, einer kleinen Universitätsstadt, eines Dorfes in ein und dieselbe Schablone pressen; aber es müßte mit den vielen uns heute zur Verfügung stehenden Mitteln versucht werden, die Gemeinsamkeit des Kulturgutes und der Zeitschicksale für das Volksganze mehr und mehr herauszuarbeiten, den Gedanken der Gliederung wohl zu achten, aber nicht zu überspannen und alle böswilligen Entfremdungsversuche offen zu bekämpfen. Hier liegen große und ernste Aufgaben einer Heimatbewegung, die ohne falschen Romantizismus an die Nöte der Gegenwart herangeht.

Und eine zweite Warnung liegt nahe. Mit der Neigung, die destruktiven Tendenzen der Zeit zu verallgemeinern und alles „Neue“ mit Mißtrauen zu betrachten, verbindet sich nur zu oft eine lokale Beschränkung des Gesichtskreises auf die engste Heimat. Ein flüchtiger Blick auf die Veröffentlichungen der Heimatvereine, in die Volkskalender, wie sie von vielen Kreisen heute herausgebracht werden, zeigt, daß hier unter Heimat nicht selten der Gesichtskreis des Kirchturmes begriffen und kein Versuch gemacht wird, das kleine Leben in ihm einzuordnen in die Gemeinschaft des Volkes. Ein Heimatgedanke aber, der sich nicht immer und immer wieder zum Volksgedanken erweitert, muß ja in starrem Partikularismus enden; bezieht doch selbst der Stamm wie der einzelne Mensch seine Lebenskraft, sein Daseinsrecht aus der Kraft und dem Dasein des Volkes, wievielmehr jene oft unvergleichlich kleineren Siedlungsgruppen, die einen eigenen Heimatgedanken pflegen. Der Volksbildner wird der Letzte sein, wesentliche Besonderheiten des Stammestumes zu übersehen und zu verletzen, aber er soll auch das Gewissen der Volksgemeinschaft sein, wenn ein Glied sich nicht mehr dienend dem Ganzen einfügt. Wie sehr gerade hier die Heimatvereine zu wirken berufen sind, bedarf keiner Erläuterung, sondern vielleicht nur des Hinweises auf die Arbeit der landsmannschaftlichen Verbände zur Zeit der Optionen, die, freilich vor akuten politischen Forderungen, ganz unter dem Gesichtspunkt des Dienstes an der Volksgesamtheit stand.

Diesen negativen Bemerkungen, die nach dem Befunde heute nur allzusehr am Platze sind, ist manches Positive in volksbildnerischem Sinne gegenüberzustellen. Die ursprüngliche Aufgabe, die Liebe zur Heimat, insbesondere auch zur heimatlichen Landschaft überhaupt erst wieder zu wecken, ist der organisierten Heimatbewegung in jüngster Zeit in weitem Maße von der Schule abgenommen worden, und gerade hieraus ergibt sich eine Erweiterung und Vertiefung ihres Aufgabenkreises, indem sie auf den Grundlagen, die der Lehrer ja bestenfalls geben kann, aufzubauen hat. Dem Volksbildner, dessen Arbeit hier einzusetzen hat, genügt ja nicht das Wissen um die Heimat, sondern es kommt ihm darauf an, das Gemeinsamkeitsbewußtsein, des Kulturgutbesitzes zu wecken und zu erhalten. Daß hierzu auch eine weitgehende Dezentralisation der Kulturgüter erstrebenswert ist, sei nebenbei bemerkt; Mittel und Wege sind in Lichtbild, Film, Zeitung, Buch und Rundfunk in reichem Maße gegeben, und nur an ihrer zweckentsprechenden und sinnvollen Anwendung fehlt es noch völlig. Ebenso wichtig aber ist es, die Minderwertigkeitsgefühle der Kleinstadt und des flachen Landes überhaupt von der Wurzel her zu bekämpfen, und dafür ist im Heimatgedanken sicher die wirkungsvollste Handhabe gegeben.

Der Volksbildungsverein, ganz zu schweigen von den Volkshochschulen, hat so oft versagen müssen, weil sich in ihm Kreise zusammensanden, die ein vorwiegend intellektuelles Interesse an guten Vorträgen hatten, dessen Befriedigung natürlich nicht verwerflich, volksbildnerisch aber jedenfalls belanglos ist. Im Heimatverein ist die Grundeinstellung eine andere; was die Menschen hier zusammenführt, ist nicht ein Zweckgedanke (wenn wir von Fällen absehen, in denen man sich mit einem flachen Verkehrs- und Verschönerungsvereinsbetrieb begnügt), sondern es muß schon eine tiefere Gemeinamkeit angenommen werden, die ihre Gruppenbildungen für eine im ernstesten Sinne volksbildnerische Arbeit prädisponiert. Weite des Gesichtskreises, Planmäßigkeit der Arbeit, das sind die beiden methodischen Grundforderungen, deren Erfüllung unerlässlich ist, wenn die Heimatvereine diesen größeren Dienst an der Volksgemeinschaft auf sich nehmen wollen. Und es wäre zu wiederholen, was bereits eingangs erwähnt wurde, daß sie darin gute Vorbilder in den gleichartigen Verbänden des Grenz- und Auslandsdeutschtums finden, die unter dem Druck geistiger und materieller Nöte zu weiterem Ausgreifen in ihrer Arbeit gezwungen wurden und hie und da geradezu als die einzigen Körperschaften des Deutschtums angesehen werden müssen. Vom Standpunkt der Volksbildung wäre es zu begrüßen, wenn der Austausch von Lehren und Erfahrungen auf diesem Gebiet planmäßig gefördert würde, damit die Heimatbewegung im Reich Orientierung und Methode in dem hier dargelegten Sinne sich erwürbe — zu ihrem und des Volkes Nutzen.

Der Lebenskampf der Deutschen in Polen

gezeichnet von Viktor Kauder-Rattowik

Die Deutschen in Polen stehen leider nur durch ihre politischen Führer in einer gewissen Fühlung. Die breiteren Volksmassen haben keine Kenntnis von dem Menschentum und der Lage des Deutschtums in den anderen Gebietsteilen. Erklärlich ist die Lage durch die großen Entfernungen zwischen den einzelnen Gebietsteilen, verwunderlich bleibt sie doch, da der gemeinsame Kampf alle in eine Front treibt. Es gilt heute besonders die Aufmerksamkeit auf eine zu wenig beachtete Tatsache zu lenken. Der Lebenskampf der deutschen Minderheiten spielt sich in seinen entscheidenden Stadien nicht mehr auf kulturellem Gebiete ab, sondern ist auf das wirtschaftliche Lebensgebiet herübergespielt worden. Hier wird er mit ungeheurer Robustheit geführt und ist in weitem Maße von der Beeinflussung durch minderheitenrechtliche Faktoren frei geworden, weil er sich unter den Deckmantel wirtschaftlicher Notwendigkeiten führen läßt. Darüber hinaus aber gewinnt dieses Stadium dadurch an Bedeutung, daß auch das deutsche Kapital, das in vielen Werken und landwirtschaftlichen Betrieben drinsteckt, in seinen Entscheidungen von reiner Erwerbseinstimmung bestimmt wird und für Volkstumsinteressen wenig übrig hat. Hier rächt sich bitter die Autarkie der Wirtschaft, die über das Volksleben hinausgewachsen, nach eigenen, dem Menschen nur noch von der Seite des Erwerbs dienenden, Gesetzen lebt. Dieser Kampf des Deutschtums um die wirtschaftliche Existenz, um Boden und Verdienst, ist entscheidend für seinen Bestand. Alle kulturelle Arbeit ist als schöpferische Weiterbildung und Vertiefung des Volksgefühls wichtig, aber doch letzten Endes in Frage gestellt, wenn durch den wirtschaftlichen Kampf die Existenzgrundlage des deutschen Menschen verloren geht. Ungleich schneller zehrt dieser Kampf das Deutschtum auf. Interessanterweise zeigt sich, daß die Arbeitnehmer viel mehr Rückensteife zeigen, als die Wirtschaftsführer, die zum Teil ihre nationale Gesinnung der Erwerbseinstimmung zum Opfer bringen. Diese allgemeine Not sollte eigentlich das Deutschtum darauf aufmerksam machen, wie auch im Wirtschaftlichen eine Ergänzung und Anteilnahme der einzelnen Gebiete aneinander notwendig wäre.

Die Formen des wirtschaftlichen Kampfes sind je nach dem Wirtschaftszweig verschieden, im Letzten aber doch einig im Willen dem Deutschen die Existenzgrundlage zu entziehen. Übrigens haben diese Form der Minderheitenbekämpfung alle Länder des Ostens gleich zu eigen.

Am meisten ins Auge springend und da auch zum Teil die ländliche Abwanderung hervorbringend, war der Kampf in Posen und Pommerellen. In der Form der Liquidation wurde ziemlich unverschleiert deutscher Boden gegen geringfügige Entschädigung enteignet, jede Erbpacht von Ansiedlern zum Vorwand der Fortnahme des Bodens benutzt. Darüber hinaus wurde ein Bodenkauf durch Deutsche, auch wenn sie polnische Staatsbürger waren und im polnischen Heere

gedient hatten, durch den Urzad ziemski, der jeden Kauf genehmigen mußte, unmöglich gemacht. Die zweite Ausweisung der Optanten zum 1. November 1925, sollte den Erwerb des so freierwerbenden Bodens zu Schleuderpreisen ermöglichen. Da Deutschland Repressalien in der Hand hatte, wurde dieser Plan zunichte. Da außerdem beim Pariser Schiedsgericht beträchtliche Summen an Nachforderungen der Enteigneten angewachsen waren, entschloß man sich, die Liquidationen einzustellen, um auf dem bequemeren Weg der Bodenreform zum Ziele zu kommen. Es ist eigenartig zu sehen, wie der durchaus ideal und sozial gedachte Gedanke der Bodenreform, der ja in Deutschland in seiner heutigen Form geprägt wurde, unter den Händen der Oststaaten zum Mittel der nationalen Politik wurde. Da der Boden in Posen zu 35,9% und Pommerellen zu 43,7% noch in deutscher Hand ist, ist das Ziel klar. Es geht aber bei der Bodenreform nicht nur um Zerschlagung des rationell wirtschaftenden und damit dem Agrarstaat Polen nützenden Großgrundbesitz, sondern auch um das Brotlosmachen von Tausenden deutschen Menschen, die von und durch den Großgrundbesitz leben.

In Wolhynien äußerte sich dieser Kampf bisher am brutalsten. Die deutschen Bauern waren dort meist als Pächter ansäßig, während des Krieges aber in Rußland und Deutschland verschleppt. Das Land, als Schauplatz blutiger Kämpfe verwüstet, von Schützengraben und von Drahtverhauen durchzogen. Nachdem dieses Gebiet an Polen gefallen war, wurde mit vieler Mühe endlich in den letzten Jahren ein Gesetz über die Eigentumsrechte an Grund und Boden durchgesetzt, welches den unleidlichen Verhältnissen, welche vor und nach dem Kriege eingerissen waren, eine Ende machen sollte. Die Deutschen hatten, aus dem Inneren Rußlands zurückgekehrt, ihr Land wieder urbar gemacht, die Häuser ohne Staatshilfe aufgebaut, waren aber bezüglich der Besitzverhältnisse ganz im Unklaren. Durch dieses Gesetz sollte nun das Pachtland, dessen Pacht nicht unterbrochen worden war, dem Pächter gegen Erlegung der dreifachen Pachtsumme zu eigen werden. Da der Pachtzins recht niedrig war, wäre hiermit eine Sicherung des deutschen Besitzes vorhanden gewesen, wenn nicht jetzt der Kampf um den Boden erst recht eingesetzt hätte. So wurden erstens, ganz unrechtmäßiger Weise, die Deutschen seitens der Behörde nicht als polnische Staatsbürger anerkannt und sollten beweiskräftige Papiere beibringen, bei den dortigen Verhältnissen und den Verwüstungen des Krieges ein fast hoffnungsloses Unterfangen, zweitens versuchte man die Verschleppungszeit als Unterbrechung der Pachtzeit unterzuschieben, um so den Erwerb des Bodens unmöglich zu machen. Die im Auslande lebenden, polnischen Grundbesitzer hatten gar keine Lust ihren Boden leichten Kaufes herzugeben, lieber wollten sie nach ihren Bedürfnissen den Pächter, wie es in der Nachkriegszeit oft der Fall war, durch Erhöhung des Pachtzinses ausnützen. Die Bauern zahlten in ihrer Not manchmal bis zur Hälfte ihres Ernteertrages. Da die deutschen Bauern keine bodenständige Intelligenz haben, mußten sie ihre gerichtliche Vertretung Warschauer Rechtsanwälten übergeben. Im Lande selbst, wo die polnische Intelligenz verwandt oder verschwägert ist, fand sich kein Anwalt zur Vertretung

der Bedrückten bereit. Nun begann die Qual erst recht. Ganze Kolonien wurden von den Besitzern mit Hilfe der Behörde oder durch fragwürdige, arbeitslose Gesellen ausgefiedelt, wobei auch der spärliche Hausrat noch vernichtet wurde. Da die Bauern schlecht lesen und schreiben können, auch recht eingeschüchtert waren, bezahlten sie oft die Rechnungen der Rechtsanwälte doppelt und dreifach, ohne einen greifbaren Erfolg zu Gesicht zu bekommen. Auch heute noch, nach dem Eingreifen der deutschen Sejmfraktion, ist die Sachlage nicht geklärt.

Im industriellen Kongregypolen (Lodz) war es von jeher so, daß die Arbeiterschaft und Beamtschaft deutsch war und sich zum Deutschtum bekannte, während das Unternehmertum seine nationale Gesinnung dem lockenden Verdienst zuliebe, verleugnete. Immerhin weiß der Industrielle den deutschen Beamten und Arbeiter zu schätzen, so daß hier die kulturellen Fragen der Erhaltung des Deutschtums die wichtigeren sind.

In Ostgalizien, wo Kleinbauern in zirka 70 Kolonien sitzen, ist die Lage heute recht schwierig. Dem Nachwuchs ist die Möglichkeit genommen, Unteroffizier, Subalternbeamter und was dergleichen Berufe mehr waren, zu werden. Zur Erlernung des Lehrerberufes oder zum Studium reichen meist die Mittel der Eltern nicht. Der handwerkliche Beruf kann schwer erlernt werden, da deutsche Qualitätshandwerker in den galizischen Städten selten sind. So begann schon nach dem Kriege die Erbteilung der an sich kleinen Bauerngüter und damit die Proletarisierung. So droht hier die wirtschaftliche Schädigung von der inneren Seite her, vom Bodenmangel.

In Ostschlesien ist der deutsche Beamte heute noch geschätzt. Das Ostjudentum hat aber unlängst die Parole der Boikottierung deutscher Kultur ausgegeben. Von dieser Seite droht bei dem Zunehmen ostjüdischen Kapitals in der Industrie die Gefahr für den deutschen Beamtenstand.

In Oberschlesien ist das wirtschaftliche Leben in die Genfer Konvention einbezogen worden. Einer ihrer Paragraphen bestimmt, daß niemand wegen seiner Zugehörigkeit zur deutschen Minderheit entlassen werden darf. Dies sieht auf dem Papier recht schön aus, hat aber in der Wirklichkeit sehr wenig geholfen. Glaubte doch das deutsche Kapital, in der Hoffnung besser zu prosperieren und Staatsaufträge zu bekommen, polnische Direktoren anstellen zu müssen. Die Folge hiervon ist eine weitgehende Kaltstellung der deutschen Direktoren und in letzter Zeit zahlreiche Beamten- und Arbeiterentlassungen. Die Mehrzahl dieser Entlassenen sind aber deutscher Nationalität. Die Anrufung von Schiedsgerichten und auch des internationalen Arbeitsamtes hat wenig geholfen, da ja die Entlassungen unter dem Deckmantel des notwendig gewordenen Abbaus erfolgen und da man auch Polen entlassen kann, um sie dann wieder aufzunehmen. Die Staatslieferungen sind aber nicht gekommen. So gewärtigt jeder Arbeiter und Angestellte, der seine Kinder in die Minderheitsschule schickt oder einer deutschen Gewerkschaft angehört, drangsaliert und eventuell entlassen zu werden. Oft genug ist es zu offener Androhung mit dem Zweck des Seelenfanges gekommen. Der Umfang dieser Tätigkeit wächst.

Zu diesen groben Drangsalen kommt der feine, aber wirksame Druck, der durch Nichtgewährung von Konzessionen, auf dem Lande durch verschärfte Steuereintreibung, durch Versperrung einer ganzen Reihe von Berufen ausgeübt wird. So kommt vom Wirtschaftlichen her das langsame Abbröckeln des Deutschtums.

Der Kampf gegen die 20 Millionen Deutschen, die in Europa nach Ausspruch Clemenceaus zuviel sind, ist in seinem Umfange gewaltiger als der Weltkrieg. Allerdings nicht so gleichgerichtet und durchgreifend organisiert. Immerhin ist die Wirkung schrecklich. Die Autarkie der Wirtschaft aber, die sich der Beeinflussung durch nationale Elemente immer mehr entzieht, muß auch dazu führen, daß die nationalistische Einwirkung, die in manchen Ländern auf sie heute noch möglich ist, unmöglich wird. Zerstört doch dieser Chauvinismus in der Landwirtschaft durch die Bodenreform wertvollste Wirtschaftseinheiten und trifft damit den Lebensnerv des Landes selbst, schadet er doch der Industrie durch den Verlust von qualitativ wertvollen Arbeitern und Beamten, was sich lezt hin auch wieder an der Wirtschaft rächt.

Das entworfenene Bild wäre unrichtig, wenn man nicht die positive Seite betonen würde, die dieser wirtschaftliche Kampf für das Deutschtum hat. Gerhard von Mutius sprach im Septemberheft der „Europäischen Revue“ von einem neuen „ökumenischen“ Gefühl, das sich bei den Deutschen, aus der Erkenntnis des geistigen Bandes der Volks- und Kulturgemeinschaft über die Staatsgrenzen hinaus, anbahne. Ergänzend darf man wohl sagen, daß aller Kampf und alle Bedrängnis des Auslandsdeutschtums unter dem Gesichtspunkt der Überwindung der Erwerbseinstellung zugunsten eines Idealismus, der wegen der geistigen Werte deutscher Kultur und deutschen Volkstums das Märtyrertum des bittersten Existenzkampfes auf sich nimmt, ungeheuerer beispielgebende Bedeutung gewinnt. Erst aus diesem Opfermut, der frei ist von händlerischen Motiven, kann der deutschen Seele, die unter der Sucht der Erwerbseinstellung fast erstickt ist, neue Kraft werden. Wäre diese Hoffnung und dieser Glaube an die Berufung, die in uns liegt, nicht vorhanden, dann wäre unser Schicksal nicht nur bitter, sondern sinnlos. Alle Dinge entscheiden sich aber lezt hin im Geistigen. Darum dulden wir, um ein größeres Ziel zu erreichen. Der Sieg muß uns doch bleiben.

Am Vorweihnachtsabend *

von Alfred Röß - Lugosch (Banat)

Rudi Göller kann den Schlaf heute nicht mehr finden.

Als ob er dem guten Sandmanne völlig ausdächtig geworden wäre.

Ruhelos strampelt er mit den Füßen, ruhelos wälzt er sich von der rechten Seite auf die linke, dann wirft er sich mit einem kräftigen Ruck wieder nach rechts hin.

* Wir veröffentlichen das zweite Kapitel einer Skizzenreihe: Siebenbürgischer Weihnachtsreigen.

Jetzt liegt der kleine Körper auf dem Rücken, zieht sich die tulpenrote Decke dicht über den Kopf zusammen und reckt die zusammengepreßten Beinchen scharf in die Höhe. In dieser Stellung verharrt er jedoch bloß eine Minute, dann guckt der Kopf wieder aus der Decke heraus, um den geisterhaften Schatten, der auf der weißgetünchten Wandfläche erscheint, ins Auge zu fassen.

„Ulwenton“ nennt er die Silhouette, welche die unter der Decke hochgezogenen Füße haben erstehen lassen.

Der zehnjährige Gößler liegt heute schlaflos in Mutters großem, breitem Bette, während der kleine Bruder Heini, den das Kinderbettchen mit den olivengrünen Maschen aufgenommen hat, längst eingeschlafen ist.

Der Glückliche! Wie ihn Rudi beneidet!

Die Tür gegen die Küche ist weit offen. Dort schaltet und waltet die geplagte Mutter von fünf Knaben, dort knetet sie den Teig zu den vielen „Strikeln“ und „Hanklich“, die die hohen Feiertage verschönen sollen.

Mit einer weißen Haube auf dem Kopf, welche die Kinder „Maruza“ nennen.

Frau Mathilde Gößler knetet ihre drückenden Sorgen über das wirtshausfelige Leben ihres Mannes, des Fabrikbesizers Johann Gößler, mit hinein in den safrangelb aufleuchtenden Teig. Sie hat die Türe gegen das Schlafzimmer absichtlich nicht geschlossen, um gleich bei der Hand zu sein, wenn die Kinder ihrer vielleicht bedürfen würden.

Gespensstich fällt der hellrote Schimmer der blauvasigen Küchenlampe in den hallenartigen, durch einen freisrunden Pfeiler abgetheilten Schlafraum hinein, das Licht blendet und peitscht die Gedanken auf.

Rudi wenigstens ist überzeugt, daß die Küchenlampe es sei, die ihn nicht mehr einschlafen lasse, obwohl die braungebeizte Pendeluhr mit den zwei goldenen Gewichten eben die elfte Stunde angekündigt hat und die Brüder bereits in allen Tonarten schnarchen.

Der heilige Abend steht vor der Tür, das Rauschen der Fittiche des Weihnachtsengels ist wahrnehmbarer geworden denn je.

Die Schulkinder hat man eben heute nachmittag in die wonnesamsten Ferien des ganzen Jahres geschickt.

An Rudis fieberhaft erregtem Innern aber ziehen die Erlebnisse der verfloffenen Tage und Wochen vorüber . . .

Wie sich da doch alles um die Inkarnation der christlich-familienhaften Liebe, um Weihnachten gedreht hatte.

Wie sie zusammen mit Heini die schönen, bildergeschmückten Kataloge aus Budapest, aus dem fernen Wien und dem noch viel ferneren Hamburg studiert, wie sie unter den Büchern und Gesellschaftsspielen diejenigen angestrichen hatten, die ihnen besonders begehrenswert vorkommen wollten.

Wie Rudi dann die Bleistiftaufzeichnungen und Bestellungen gemacht hatte, wobei er sich so wichtig vorkam, als wäre er ein Professor und wie Heini voll Bewunderung zu ihm emporblickte. Und dann die vielen Briefe der beiden phan-

tasiebegabten Jungen, gerichtet an das liebe Christkind und in sich schließend die lange Reihe ihrer kindlichen Wünsche.

Heini kriecht bloß, während sich Rudi Linien ziehen läßt von dem naseweisen Tertianerbruder, dem frühreifen Fritz, und in einer Stilistik und Rechtschreibung, die diesem bloß ein mitleidiges Lächeln abnötigt, zusammenhängende Sätze niederschreibt.

Diese Briefe werden dann zusammengefaltet, ein oder zwei Heller werden hineingewickelt und Abend für Abend wiederholt sich nun dasselbe Schauspiel: Die Jungen öffnen das Innenfenster des Schlafzimmers, legen behutsam ihre Zettel auf das Fensterbrett und schließen dann wieder zu.

Am andern Morgen aber sind Heller und Zettel spurlos verschwunden.

„Das Christkind hat sie fortgetragen“, erläutert mit gläubigstem Augenaufschlag gar geheimnisvoll der kleine Heini.

„Ja, ja — das Christkind“ — wiederholt mehr mechanisch Rudi...

Der glückliche Heinrich — er glaubt, noch fest an den Christengel, obwohl er bereits im zweiten Jahre in die Normalschule geht.

Rudi aber weiß es besser, ihm ist der edelsteinblinkende Traum von der Weihnachtsgelsherrlichkeit zerronnen, zerstoßen für alle Zeiten.

Wütend könnte er werden, so oft er darüber nachdenkt und wütend ballt er auch an diesem schlaflosen Abend die Faust gegen die Bettstelle, in welcher Fritz schnarcht.

„Daß du mir auch nicht ausbleiben konntest mit deiner dummen Aufklärung“, murmelt er zwischen den Zähnen. In der Schule hat man mir's nicht gesagt, die Kinder um mich herum haben meine Gläubigkeit geehrt, du aber, mein eigener, leiblicher Bruder, mußtest mich aus dem Paradiese treiben, nur du. Warte nur.“

Wirklich, der Fritz ist es gewesen, der sich an Rudi einen Zeugen für die eigene Ungläubigkeit ausgesucht hatte.

An einem überlangen Dezemberabend, wie Vater wieder außer Hause weilte, da geschah es, daß ihn Fritz gründlich ins Gebet nahm.

Da hat er ihm überzeugend dargetan, daß die Eltern und niemand anders das Christkind seien. Sie wollten den Kindern am Geburtsfest des Jesuskindes eine besondere Freude bereiten.

Habe er denn niemals darüber nachgedacht, daß doch unmöglich derselbe Engel in all' den vielen Häusern der Stadt die Tannenbäume aufstellen und -putzen und einem jeden der vielen hundert Kinder besondere Gaben auswählen könne. Woher solle er denn nur Zeit und Geld hernehmen? Und glaube er denn etwa, daß eine jede der vielen Städte und Dörfer ihr besonderes Christkind habe?

Er sei doch nun seit Jahren fast die ganze Zeit über, während welcher die Bescherung im roten Zimmer angerichtet werde, dort, helfe Nüsse und Apfel vergolden, helfe die buntsfarbigen Papierketten anfertigen, die Zuckerl und Seesachen anbinden und -hängen und noch niemals sei ihm das Christkind begegnet.

Na, wer blase dann immer auf der Trompete und wer klinge, bevor man hineingehen dürfe, und wer werfe die Apfel und Nüsse und rufe mit so fremd klingender Stimme „erlaubt“.

Doch niemand anders als die drei „Großen“ und die Eltern. Wie er nur so dumm fragen könne...

Und waren sie es denn, die die Briefchen und Heller jedesmal fortnahmen?
„Na gewiß auch nicht das Christkind, das es gar nicht gibt.“

Auf diese Worte hat Rudi den Kopf tief hängen lassen.

Fritz aber hat ihm an demselben Abend, wo er ihm mit der ganzen Grausamkeit des der Pubertät zureifenden, nachlässig erzogenen Bengels die zartfelchige Blume seiner frommen Gläubigkeit entblätterte, auch noch andere häßliche, zu seinem Glück nur halbverstandene Dinge anvertraut.

* * *

Das alles und noch mehr steigt vor Rudis erregter Seele heute, in der Nacht vom 23. auf den 24. Dezember auf und verscheucht ihm den Schlaf.

Wohl erfüllt es ihn mit einem gewissen Stolz, daß er schon seit 2 Jahren seine Eltern in dem Glauben gelassen hatte, er sei noch immer das glückliche Kind von ehedem...

Das schon deshalb am Weihnachtsabend nicht durch das Schlüsselloch guckte, damit ihm das Christkind ja nicht Salz in die Augen streue. Das nach wie vor so ganz im Sinne der Götterischen Familienüberlieferung seine Briefe und Wunschzettel an das stets geduldige Christkind schrieb.

Und nicht mit einem Worte den Wunsch äußerte, am Nachmittag des 24. das rote Zimmer zu betreten, wo er ja doch auch hätte aufspuken helfen können, da ihm das wunderschöne Märchen als solches enthüllt worden war...

Sonst ein kleines „enfant terrible“, das so recht das Herzchen auf der Zunge trägt und die Mutter nicht selten in Verlegenheit bringt, läßt er nicht die leiseste Andeutung fallen darüber, daß er Christengel und Storch ins Reich der Fabel verweisen müsse.

Daß er seit jener Dezembernaut, wo Fritz seine trübe Weisheit hatte leuchten lassen, im Wesen zu den Großen gehört.

Nicht einmal verschnappt hat er sich der von ihm über alles geliebten Mutter gegenüber, vor welcher der zehnjährige, häufig fränkende und verzärtelte Bub sonst doch kein Geheimnis hat.

Er ist durchdrungen davon, daß ihr die holdseligen Lichter des ewig grünen Baumes, Gold und Flitter, womit er behängt zu werden pflegt, viel heller und bezwingender ershimmerten, so lange sie Rudi christkindgläubig wußte.

Die „beiden Kleinen“ sollen in ihrer Vorstellung auch weiter die Kleinen bleiben, es soll keine Bresche geschlagen werden zwischen sie.

Wozu überhaupt so viel Geheimnistuererei, so viel Flüstern und Raunen und dann wieder so viele Vorbereitungen und Einkäufe, wenn schließlich ein jeder im Haus es weiß, daß die schneeweißen, golddaderdurchzogenen Fittiche des Christkinds bloß in der Einbildungskraft der Menschen existieren?...

Und so verschließt denn der sonst so offenerzige Rudi auch vor dem gebe-

freudigen Vater ängstlich, was Frikens Vorlautheit ihm damals anvertraut und ärgert diesen nicht wenig mit solcher Verschwiegenheit.

Eben läßt die kunstvoll gearbeitete Pendeluhr einen einzigen Schlag erdröhnen, schnarrend, gedehnt — „ $\frac{1}{2}$ 12 und noch immer bin ich wach,“ ächzt Rudi und wirft sich gewaltsam gegen das leerstehende Bett des Vaters.

Wenige Augenblicke aber nachher fallen ihm die Augen zu, die Wirklichkeit verdüstert sich ihm zu wirren Nebelschwaden; langbärtige, mühenbewehrte, rätseläugige Knecht-Rupprecht- und wickelmännische Gestalten mit schweren Säcken auf dem gekrümmten Rücken schieben sich vor und vermischen sich in seltsamem Ineinanderwickeln mit goldhaarigen, pausbäckigen Engelchen, die mit gespreizten Flügeln den Wohnungen der Menschen zuschweben, bepackt mit wunderschön anzusehenden Büchern, Spielen und Geschenken.

Und wie nun die Mutter, traurig und mutlos dreinblickend, in all' der bevorstehenden weihnachtlichen Pracht, das Schlafzimmer betritt, da ist endlich auch für Rudi die Wirkung jener Medizin eingetreten, die das Sandmännlein den lieben Kindern allen zubereitet und einträufelt.

Und er träumt mit selbigem Lächeln auf den kräftigen Lippen der engelsharfen durchklungenen Wundernacht entgegen . . .

Aus dem Leben einer deutschen Gemeinde in Süd-Chile

II.

Die Bauern vom See

von Pfarrer Diedrich-Puerto Montt (Chile)

20 km nördlich von Puerto Montt liegt der Planquihuesee, der einen Umfang von 188 km hat und doppelt so groß ist wie der Bodensee. Er ist vor 75 Jahren von Puerto Montt aus besiedelt worden. Der Weg dorthin, den man heute mit der Gondola (Autobus) in einer Stunde zurücklegt, war damals ein aller Beschreibung spottender Urwaldpfad, auf dem man in 2 Tagereisen auf Schlitten, die von Ochsen durch Sumpf und Schmutz gezerrt wurden, seine kümmerlichen Habseligkeiten nach dem heutigen Puerto Varas schleppte. Hier stand eine elende Bretterbude am Ufer des See's als einzige Behausung im Bereiche des Planquihuees. Frauen und Kinder hatte man einstweilen in Puerto Montt zurückgelassen und ging nun daran, den künftigen Wohnsitz auszusuchen und für's erste eine notdürftige Unterkunft zu schaffen. Auf den Streifzügen im dichten Urwaldgestrüpp verschwanden zwei Familienväter und bis heute weiß man nicht, ob sie den Weg oder den Mut zum Leben verloren hatten. Ein Regierungsboot

sollte den wackeren Urwaldpionieren regelmäßig Lebensmittel bringen. Bei der Tücke des See's, der bei tagelangem Nordsturm selbst für Dampfer kaum befahrbar ist, sowie der Nachlässigkeit, mit der hier gegebene Versprechungen eingehalten werden, gerieten die Kolonisten, die aus Hessen, Schwaben, Schlesiern und Nordböhmen bestanden, in die ärgste Bedrängnis. In ihrer Verzweiflung aßen sie die jungen Schößlinge eines hier wachsenden Bambusrohrs, bis sie nacheinander der Hunger dazu trieb, sich wieder nach Puerto Montt durchzuschlagen. Von den letzten drei Standhaften erkrankte einer beim Übergang über den Maullinfluß vor den Augen seiner Gefährten. Ein zweiter, besser organisierter Vorstoß nach dem See gelang. Wenn auch die Versorgung mit Lebensmitteln sehr mangelhaft blieb, man konnte sich durchschlagen. Jahrelang noch haben die Bauern vom See ihre Einkäufe in Puerto Montt besorgen und die Lebensmittel auf dem 20 km langen unwegsamen Urwaldpfad teils im Wasser wadend, teils auf gefällten Baumriesen balancierend, heranschaffen müssen. Da kam es denn vor, daß einer ausglitt und bis an die Hüften im Sumpf versank, um erst nach Stunden von einem des Wegs Kommenden aus dieser unangenehmen Situation befreit zu werden. Langsam entstanden die kleinen Ortschaften wie Puerto Varas, das heute mehrere 1000 Einwohner zählt und im Unterort, mit seinen anmutigen, von entzückenden Gärten umgebenen deutschen Landhäusern am Ufer des See's, an ein liebliches Ostseebad erinnert, Planquihue, Frutillar u. a. Die Deutschen widmeten sich durchwegs der Landwirtschaft und auch die wenigen Kaufleute und Handwerker betrieben ihre Profession nur nebenbei. Es war ein mühsames Vorwärtstommen, und noch heute erzählen die Alten stolz, wie sie mit Vater im kleinen selbstgefertigten Boot 2 Sack Kartoffeln, oft unter Lebensgefahr, nach dem jenseitigen Puerto Varas brachten, um des Abends mit dem Erlös von 2 Pesos recht befriedigt heimzukehren. Erst als von dem mühseligen Ertrag der ersten Jahre Vieh angeschafft werden konnte, das hier das ganze Jahr im Freien kapiert und weder Stallfutter noch Pflege braucht, wurden die Lebensverhältnisse erträglicher. Später sind dann manche über die Cordillere nach Argentinien gegangen, um dort auf den endlosen Flächen der argentinischen Hochpampa unter ständiger Lebensgefahr von seiten der Eingeborenen und bei einem Hundeleben, in dem Fleisch die einzige Nahrung darstellte, Viehwirtschaft zu betreiben und die ungeheuer angewachsenen Viehbestände unter unfäglichen Mühen in 10-tägigem Ritt, wobei es immer wieder im Urwald verlorene oder im Sumpf steckengebliebene Tiere herauszuholen galt, über die Cordillere nach Südkile zu schaffen. Soweit sie dabei nicht unter die Räuber fielen, sind sie zu schwer erkämpftem Wohlstand gekommen.

Wenn man heute von Puerto Varas nach Planquihue reitet, könnte man sich in die deutsche Heimat versetzt glauben. Nur in weiter Ferne sieht man Urwald, der aber als solcher nicht erkennbar ist, keine halbverkohlten Stämme starren hier klagend gen Himmel, unabsehbare Weizenfelder, saftige Wiesen mit all den wohlbekannten Feldblumen, die mit dem Saatgetreide hierher verpflanzt worden sind, schwarzweiß und rot-weiß gefleckte Rinderherden, die bis zum Bauch in Gras und Blumen

stecken. Freilich hält dieses Schlaraffenleben für sie nicht das ganze Jahr an. Wenn im Herbst das Gras knapp wird und die ungeheueren Regengüsse mit Hagelschauern niederkommen, dann hat das Vieh hier draußen in Nacht und Kälte böse Zeit, dann fällt es oft zusammen bis zur Jammergestalt, um sich erst wieder im Frühjahr zu runden. Ähnlich ergeht's den Pferden, die im Sommer dick und fett, im Winter aber oft recht elend ausschauen. Der südchilenische Winter ist gerade so, daß das Vieh ohne Stall und Winterfutter durchhalten kann, wenn auch mühsam, daß die Rosen wohl das ganze Jahr blühen, aber doch nur an besonders geschützten Stellen. Die einheimischen Bäume und Sträucher sind durchwegs immergrün, während die europäischen, importierten einige Monate kahl stehen. Der Wohlstand der Bauern rührt daher, daß sie immer mehr Land billig hinzukaufen und infolgedessen den Viehbestand dauernd vergrößern konnten, wobei sie für dessen Unterhalt keinerlei Auslagen hatten. Inzwischen ist der Grundbesitz im Wert enorm gestiegen und heutzutage in der Nähe der Stadt kaum billiger wie in Deutschland. Der Boden ist äußerst fruchtbar und solange die Salpeterwerke im Norden Chiles voll im Betrieb waren, erzielten die Landesprodukte erstauuliche Preise. Im vorigen Winter wurden für den Sack Kartoffeln bis zu 16 Pesos = 8 Mark und für den Sack Hafer bis zu 22 Pesos bezahlt. Die Krise im Salpeterhandel macht sich jetzt in der Landwirtschaft bemerkbar und drückt erheblich auf die Preise. Während es in Chile früher keine Steuern gab, sind diese jetzt recht groß und erschweren die Lage. Immerhin sind die Bauern vom See fast durchwegs wohlhabend und eigentlich arme Leute gibt es unter ihnen nicht. Allerdings sind sie von Jugend auf an harte Arbeit gewöhnt und verhältnismäßig anspruchslos. Bis auf wenige schwer Reiche sind sie echte Bauern geblieben ohne Sinn für Luxus und moderne Lebensauffassung. Ein Grammophon findet sich heute wohl in jedem deutschen Heim, dann können sie stundenlang sitzen und deutschen Volksliedern, Preußenmärschen und uralten Schlagern lauschen. Besondere Festtage sind die Geburtstagfeiern, zu denen hier nicht eingeladen wird, sondern jeder, der Lust hat, kommt und findet einen wohlgedeckten Tisch. Bei Hochzeiten wie auch bei Beerdigungen wird meist ein Extradampfer, von denen heute bereits drei nebst einer Anzahl von Motorbooten den See durchqueren, gemietet, der die Teilnehmer zusammenholt. Trotzdem findet man dann am Bestimmungsort noch an die 100 Reitpferde versammelt. Bei solchen Gelegenheiten werden mitunter gegen 200 Personen in Raten abgesselt und da hier fast alles näher oder entfernter miteinander verwandt ist, gewinnen solche Zusammenkünfte großen Stils das Ansehen eines altgermanischen Sippenfestes.

Da eine wirklich gute Schulbildung in den ersten schweren Anfangsjahren nicht möglich und auch späterhin mit großen Schwierigkeiten verbunden war, ist das geistige Interesse nicht übermäßig groß. Auch jetzt müssen die meist sehr verstreut wohnenden Bauern vom See zum großen Teil ihre Kinder das ganze Jahr in Pension geben, um ihnen auch nur eine gediegene Volksschulbildung zuteil werden zu lassen. Bei der schlichten biedereren Art der Alten, die nicht mehr

sein wollen, als sie wirklich sind, fällt die geringe geistige Schulung nicht weiter ins Gewicht, allerdings wird die deutsche Sprache da oft reichlich mißhandelt. Hingegen wirkt dieser Prozeß bis in die heutige Jugend hinein und es ist bisher recht selten vorgekommen, daß wohlhabende Bauernsöhne einen geistigen Beruf ergriffen. Wohl besuchen jetzt eine ganze Reihe von Bauernsöhnen das Lyzeum in Montt und es steht zu hoffen, daß in Zukunft auch das Verständnis für eine intensive geistige Entwicklung wach wird, wenn sie auch erhebliche Opfer fordert und außerdem wenig einbringlich erscheint. Man hat wohl auch schon die Erfahrung gemacht, daß der ins Studium geschickte Bauernsohn den mühsam erlangenen Wohlstand des Vaters arg ausgenutzt hat und ließ sich dadurch abschrecken. Andererseits habe ich vor Monaten den traurigen Fall erlebt, daß der Sohn eines reichen Besitzers seinem Leben ein Ende bereitet hat, weil er nach mehrjährigem Aufenthalt in Santiago in der Abgeschiedenheit des väterlichen Hauses zum Grübler und Träumer wurde und sich, unverständlich von jedermann, einfach nicht mehr zurecht fand. Bei dem großen Kinderreichtum in dieser Gegend wird das Land bei immer wiederholter Teilung knapp, während weitere Ausdehnungsmöglichkeit kaum vorhanden ist. Schon deshalb erscheint eine Weckung und Hebung der geistigen Entwicklung dringend erforderlich. Die Einstellung auf bloßen Geldwerb, die hier draußen sozusagen in der Luft liegt, drängt in kaufmännische Berufe, bedeutet aber im Hinblick auf die kommende Generation eine ernste Gefährdung des deutschen Charakters. Es muß nach 75 Jahren wirtschaftlicher Entwicklung zum äußeren Wohlstand, für die geistige Hebung des Deutsch-Chilenentums viel mehr Sorge getragen werden. Man ist an Zahl, Besitz und Reichtum gewachsen, aber es kann nicht ohne weiteres behauptet werden, daß das Deutschtum hier draußen auch geistig überall auf der Höhe ist und es wird nur eine Stärkung seiner Position bedeuten, wenn es endlich energisch darauf ausgeht, entsprechend seiner Bedeutung für Handel und Gewerbe, als anerkannte Arbeitskraft und kräftiger Steuerzahler bedeutenderen Anteil an der kulturellen Mitarbeit im bürgerlichen Leben wie im Staatsbetrieb zu gewinnen. Es trifft der Vorwurf nicht in erster Linie, aber doch auch — besonders im Hinblick auf die Sorgfalt und Opferbereitschaft in der Erziehung und Ausbildung der Kinder — die Bauern vom See. Man hat es versäumt, sich die Bildung zu verschaffen, die nun einmal notwendig ist, um im öffentlichen Leben — und sei es auch nur im kleineren Kreis — eine führende Rolle zu spielen und man ist auch heute noch längst nicht überall zu der Einsicht gelangt, daß alles darauf ankommt, für die heranwachsende Jugend das Versäumte nachzuholen, soll das Deutschtum in Chile die Kräfte auch tatsächlich entwickeln, die ihm von den Vätern her innewohnen.



Kulturprobleme des Deutschtums in Slowenien

von Gerhard May-Cilli

Slowenien ist der westliche Teil des Königreichs der Serben, Kroaten und Slowenen. Es umfaßt den Teil des alten Österreich, der zu Jugoslawien gekommen ist: Krain, Südsteiermark und den Südostteil Kärntens. Ich gebrauche das Wort „Problem“ nicht gerne. Aber das kulturelle Leben der Deutschen in Slowenien ist wirklich zum Problem geworden — sehr zur Genugtuung und Befriedigung der slowenischen Nationalisten. Man vergegenwärtige sich ein paar Zahlen! Vor dem Kriege zählte man im Gebiete des heutigen Slowenien 100.000 Deutsche, heute 40.000. (Die österreichische Volkszählung vom 31. Dezember 1910 ergab 100.674, die südslawische amtliche Zählung vom 31. Januar 1921 ergab 39.631 Deutsche. Die wirkliche Zahl der „wirklichen“ Deutschen in Slowenien wird je nach der Schärfe des nationalistischen Windes oder Sturmes 50 60.000 betragen.) Zwei andere Zahlengruppen, die für das kulturelle Problem bezeichnender sind, seien noch angeführt: Bei Kriegsende 1918 hatten die Deutschen allein in der Südsteiermark 71 deutsche Volks- und Bürgerschulen mit zusammen 265 Schulklassen, 3 vollständige Gymnasien, 1 Oberrealschule, 2 Lehrer- und Lehrerinnen-seminare, 20 Kindergärten u. a. m. Ende 1925 gab es auf demselben Gebiet keine einzige deutsche Schule, keine wirkliche deutsche Schulklasse, sondern nur mehr 7 Parallelklassen an slowenischen Schulen mit teilweise slowenischem und serbischem Unterricht.

Umfang und Schwere des deutschen Kulturproblems in Slowenien erhellt, wenn man die Fragen stellt: Was war? Was ist? Was wird sein?

Was war?

Ein reiches, vielgliedertes kulturelles Leben. Und das war nicht Import, nicht künstlich erhalten, sondern es war durch Geschichte und Landschaft geprägte Form, die lebend sich entwickelte. Die ununterbrochene Kulturarbeit der Deutschen an und in diesem Lande ist fast zwölf Jahrhunderte alt. Vor Karl dem Großen kamen die Bajuwaren, von den Slowenen gegen die Awaren zu Hilfe gerufen, aber sie stellten die doppelte Bedingung: Unterwerfung und Annahme des Christentums. So kam der Deutsche, seiner historischen Aufgabe bewußt, als Herr und Kulturträger. Dieser Aufgabe blieb er mehr als ein Jahrtausend treu. Die Geschichte dieses Landes ist deutsche Geschichte, seine Kultur ist deutsche Kultur gewesen bis in die letzten Jahre. Wenn sich heute der Slowene dem Serben gegenüber mit seiner überlegenen Kultur brüstet, so erhält er prompt die Ohrfeige: Ihr habt keine eigene, ihr habt ja deutsche Kultur!

Hier sang von den Minnesängern der Heidelberger (Manesseschen) Handschrift „der von Sounnegge“, ein Vorfahr der Cillier Grafen; in der ältesten Karthause auf deutschem Boden, dem Kloster Seitz bei Cilli, schrieb Bruder

Philipp das verbreitetste und beliebteste deutsche Marienleben des Mittelalters, das er dem deutschen Ritterorden widmete. Wolfram von Eschenbach läßt mit genauer Ortskenntnis wesentliche Teile seines Parzival in der Cillier und Pettauer Gegend spielen. Die deutsche Reformation schuf den Slowenen erst die Schriftsprache und damit die Grundlage zu einer eigenen geistigen Kultur. Die Philharmonische Gesellschaft zu Laibach wurde 1701/1702 gegründet und war damit die älteste musikalische Gesellschaft des europäischen Kontinents. Zu ihren Schätzen gehören Handschriften und Widmungen Mozarts, Schuberts u. a., Beethoven widmete ihr die Handschrift seiner VI. Symphonie. Tegethoff, der Seeheld von Lissa, Anastasius Grün, der großdeutsche Dichter und Politiker, Hugo Wolf, der geniale lyrische Sondichter, haben hier ihre Heimat.

Neben den schöpferischen Leistungen und Geistern ist die intensive und verständnisvolle Pflege kultureller Werte zu erwähnen. Das ausgebaute Schulwesen (s. o.) war die Grundlage. Ein ungeheuer verzweigtes Vereinswesen umschloß das nationale und politische, das gesellige, sportliche, künstlerische Leben der Deutschen. Eine Kleinstadt mit kaum 5000 Einwohnern hatte 58 deutsche Vereine! Theater in Laibach und Marburg mit eigenen Truppen, die an den andern deutschen Orten Gastspiele gaben, Liebhaberbühnen, häufig Gastspiele vom nahen Graz und Wien her. Regelmäßige Vorträge Grazer Hochschullehrer, Uraniakurse. Und neben und über allem die Pflege des deutschen Liedes und deutscher Musik.

Aber unter die Aufzählung all dessen, das nur schlagwortartig die ganze Lebensfülle eines tief verwurzelten und weit verzweigten deutschen Kulturlebens andeutet, muß das Wort gesetzt werden: es ist gewesen.

Was ist?

Im Hinblick auf das, was war, wäre man geneigt zu antworten: Nichts! Denn um das Wichtigste, die Grundlage jeder volkhaft-kulturellen Arbeit, vor allem für die Zukunft, zu nennen: das deutsche Schulwesen ist so gut wie vernichtet. Ein paar Zahlen sind bereits oben angeführt worden. Dazu kommt: die gutgemeinten Minderheitenschutzartikel der Friedensverträge werden nicht respektiert. Denn es wird nicht, wie dort zugesichert, den Minderheiten gestattet ihr Schulwesen selbst in die Hand zu nehmen. Alle Privatschulen sind und werden verstaatlicht. Die Minderheitenschulen unterhält der Staat selbst. Über ihre Lehrerfolge und den Geist der Führung (nur slawische Lehrkräfte) braucht man kein Wort zu verlieren. Aber der Staat nimmt auch für sich das (nach der Staatsverfassung den Eltern gebührende) Recht in Anspruch selbst die Nationalität der Kinder zu bestimmen. Der Grundsatz: wenn ein Teil der Großeltern durch den Namen als der slawischen Nationalität verdächtig erscheint, so gehört das Kind in die slawische Schule, macht deutsche Schulklassen bei einer vorgeschriebenen Mindestzahl von 40 Kindern nahezu zur Unmöglichkeit. Dazu kommt die nationale Beeinflussung (lies: Verhezung) der Kinder: das deutsche Kind will daheim nicht mehr Deutsch sprechen, es schämt sich Deutscher zu sein, schämt sich seiner nur Deutsch redenden Eltern. Solch ein Kind, das einen Preschern für den größten

Geist der Weltliteratur zu halten gelernt hat, wird einmal vielleicht die Leistungen deutscher Technik vorurteilslos bewundern, niemals aber die eigentümliche Art und Größe Schillers, Goethes verstehen oder würdigen können. Hier brennt das Problem. — Das Rezept: Privatunterricht muß gutmachen, was die Schule verfaßt, kann nicht angewendet werden. Privatunterricht darf nur in Abteilungen zu höchstens je drei Kindern erteilt werden und Privatunterricht ist teuer. Die wenigen Bemittelten können sich Privatlehrer halten, vielleicht auch die Kinder ins Ausland schicken. Aber die große Menge, auf die es bei der Erhaltung des Volkstums doch auch ankommt, kann es nicht leisten. Dazu kommt: die Schule propagiert einen von offiziellen Stellen finanzierten Französisch-Unterricht unter den Schülern (wobei später kaum 95 % der Kinder jemals Gelegenheit haben werden, ihr Französisch praktisch zu verwerten, falls es überhaupt verwertbar ist), während sich deutsche Kinder häßliche Ausfälle wegen des „überflüssigen“, ja, den Schulunterricht störenden Deutsch-Privatunterrichts gefallen lassen müssen.

Das deutsche Vereinswesen, in dem sich der größte Teil des kulturellen Lebens entfaltet, ist vernichtet. Fast alle Vereine wurden aufgelöst, ihr Vermögen enteignet. Selbstverständlich alle Ortsgruppen von Südmark, Schulverein, Turnverein, Deutschem und Österreichischem Alpenverein. Aber auch durchaus unpolitische, künstlerische oder humanitäre Vereine traf dasselbe Schicksal: Musikvereine, Feuerwehren, Lesevereine, ja den Vogelschutzverein in Gottschee. So wurde das Gebäude des Theater- und Kasinovereins, des Studentenheims, des Mädchenheims in Marburg, das Studentenheim in Gottschee, das Kasino in Laibach, das Deutsche Haus in Cilli, das Gebäude, die Instrumente und Notenschätze der Philharmonischen Gesellschaft in Laibach geraubt ohne irgendeinen Rechtsstitel. Die regelmäßig wiederkehrenden Überfälle der Orjuna, der südslawischen Faschisten, auf Konzerte, Liedertafeln, gesellige Veranstaltungen führten zur gänzlichen Einstellung aller deutschen kulturellen Veranstaltungen. Denn die Behörde sah sich unter dem Druck der Orjuna gezwungen, solche Veranstaltungen wegen „Gefährdung der öffentlichen Ordnung und Sicherheit“ zu verbieten.

Dem gegenüber bedeutet es nichts, wenn eine halb jüdische Reinhardttruppe aus Berlin in den ehemals deutschen, jetzt slawischen Theatern in deutscher Sprache Stücke aufführt, die deutsches Wesen nicht eben von seiner erfreulichsten Seite zeigen.

Dem gegenüber bedeutet es sehr wenig, wenn heute schon wieder hie und da ein deutsches Sanktfränzchen, eine Liedertafel gewagt werden kann, ohne daß man Orjuna-Überfälle und blutige Köpfe riskiert.

Dem gegenüber bedeutet es wenig, wenn der „Politisch-wirtschaftliche Verein der Deutschen in Slowenien“ (Sitz Marburg) gestattet wurde, (weil er nämlich die Satzungen des „Politisch-wirtschaftlichen Vereins der Slowenen in Kärnten“ wörtlich übernommen hatte). Kann auch diese Organisation auf politische Erfolge zurückschauen, so kann sie doch auf kulturellem Gebiet in Ermangelung der nötigen Mittel, vor allem aber der rechten Mitarbeit, nicht im geplanten Umfange zur Entfaltung kommen, geschweige denn weit machen, was verloren ging.

Die Sprachinsel Gottschee muß noch gefondert erwähnt werden. Sie führt seit jeher ein Sonderdasein. Das hängt mit ihrer Lage im äußersten Südosten Krains an der Grenze Kroatiens und Istriens zusammen. Die Hauptbesiedlung dieser abgelegenen armen Täler und Urwälder erfolgte 1330 und 1370: zur Hälfte Ostfranken-Nordgauer, die übrigen aus fast allen deutschen Stämmen. Die Sprachinsel zählt etwa 20.000 Seelen (amtlich: 12.576) in der Stadt Gottschee (3500) und in 172 Ortschaften. Die streng katholisch-kirchlichen Gottscheer haben einen Rückhalt an den 12 z. T. noch stramm deutschen Pfarren. An halb-deutschen Schulen bestehen: drei einklassige auf dem Lande und vier Parallelklassen in der Stadt (gegen etwa 40 Schulen in 1918). Das deutsche Gymnasium und die Holzbearbeitungsfachschule wurden natürlich aufgelöst. Da auch alle deutschen Beamten entlassen wurden, ist den Gottscheern ihre Intelligenz und Führerschicht genommen, der Nachwuchs sehr erschwert. Denn während die Slowenen Krains jährlich ihre Kinder zu Hunderten an die höheren Schulen Österreichs und Deutschlands schicken und dort noch alle mögliche Förderung genießen, ist es den Gottscheern laut Erlaß des Laibacher Obergespans 56/2 vom 17. März 1925, erneuert im September 1926, strengstens verboten, ihre Kinder zum Unterricht ins Ausland zu senden. — Auch hier wurde das Vereinswesen arg beschnitten: Lese- und Gesangsverein, Kulturbund, selbst die Feuerwehren wurden, weil sie im reindeutschen Sprachgebiet die slowenische Kommandosprache nicht einführten, aufgelöst. Dazu kommt, daß die wirtschaftliche Lage des Gottscheer-Ländchens infolge der neuen Grenzziehung überaus schwierig ist.

So drängt sich die dritte Frage auf: Was wird sein?

Zur Beurteilung müssen m. E. noch einige Gesichtspunkte angeführt werden, welche die schwierige Lage der Deutschen in politischer, aber noch mehr in kultureller Hinsicht erkennen lassen. Das eine ist ihre Siedlungsweise: völlig zerstreut siedeln sie im ganzen Lande, kein größerer Ort ohne Deutsche, aber nur ganz wenige Orte (so im Drau- und Murtal) mit deutscher Mehrheit. Die Städte Marburg, Pettau, Cilli haben noch einen beträchtlichen Prozentsatz, Laibach noch etwa 300 Wähler. Nur Gottschee ist geschlossenes Sprachgebiet. Viele der Zerstreuten (oft nur ein, zwei Familien an einem Ort) drohen, wenn sie nicht wirtschaftlich stark sind, unrettbar im fremden Volkstum unterzugehen. Heute lesen sie vielleicht noch deutsche Zeitungen und Bücher, wählen auch deutsch, aber für Pflege, Erhaltung und Fortpflanzung deutschen Kulturlebens (das Wort ernst und voll genommen) kommen sie doch nicht mehr recht in Betracht: dazu gehört eine Gemeinschaft als Nährboden.

Das zweite Erschwerende liegt in der sozialen Struktur: die Deutschen waren im Lande immer Oberschicht. Bauernvolk haben wir nur mehr in geringer Zahl an der Nordgrenze Sloweniens und in Gottschee. Das Landvolk, das z. B. in Oberfrain wie es sich altentwässigt belegen läßt, vor einigen hundert Jahren deutsch war, wurde vom Slowenentum aufgesogen, wie umgekehrt der in die Stadt ziehende Slowene bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts mit dem sozialen

Aufstieg friedlich eingedeutscht wurde. Die Folge war zunächst ein Übermaß an Intelligenz, sodann — als sich ein slowenischer Bürgerstand bildete — ein fühlbarer Mangel an gesundem Nachschub vom Lande, der aber durch Zuwanderung aus anderen deutschen Gebieten ersetzt werden konnte, und schließlich wurde mit dem Umsturz die leicht bewegliche Oberschicht (der Lehrer- und Beamtenstand, Intelligenzberufe, teilweise auch Kaufleute und Gewerbetreibende) weggefegt und zur Auswanderung genötigt. Heute macht sich der Mangel an jenen Männern und Frauen, denen kein Opfer an persönlichem Einsatz, an Zeit, Arbeitskraft und Geld zu groß war und für die das Unterland berühmt war, schmerzlich fühlbar. Nicht als ob sie ganz fehlten, aber es wären viel mehr nötig. Die meisten Zurückgebliebenen müssen vielfache Rücksichten üben.

Schließlich muß erwähnt werden, was man gewöhnlich verschweigt oder übersieht: seit einem Vierteljahrhundert gab es im ganzen Gebiet Sloweniens keinen einzigen deutschen römisch-katholischen Priester. Die waren alle bewußt slowenisch und in nationalem, politischem und kulturellem Sinne für ihr Volk eifrig tätig. Auch wenn das deutsche Bürgertum größtenteils weltanschaulich liberal und aufgeklärt war, war es doch von nachhaltigster, wenn auch nicht immer offen zutage tretender Wirkung, daß eine sonst in der Struktur des Volkstums selbstverständlich gegebene Führungsschicht gerade auf kulturellem Gebiete glattweg fehlte, bzw. in gewissen Fällen ihre Autorität in destruktivem Sinne gebrauchte. Die sechs kleinen evangelischen Gemeinden mit 2000 Seelen haben darum einen weit über ihre Zahl hinausgehenden Einfluß im deutschen Leben. (Vgl. dagegen das oben über Gottschee Gesagte.)

Und noch einmal: was soll werden? Eine Hoffnung richtet sich auf die vielleicht einmal kommende kulturelle Selbstverwaltung. Die Kulturautonomie, die Österreich seinen Kärntner Slowenen jetzt gibt, geht ja auf die Initiative der Deutschen in Slowenien zurück. Aber die Kulturautonomie kann bei der zerstreuten Siedelung der Deutschen in Slowenien niemals zu der wünschenswerten Auswirkung kommen. Andere Hoffnungen? Das Vertrauen auf die sich doch immer wieder durchsetzende Kraft der überlegenen deutschen Kultur. Der Wunsch oder Glaube, daß gerade der deutsche Geist im Südosten Europas noch eine Sendung zu erfüllen habe und daß er diese Sendung nicht unter Ausschluß der deutschen Minderheit in Slowenien erfüllen kann. Weitere Hoffnungen? Der Deutsche in Slowenien ist wirtschaftlich stärker als der Slowene. Und darum wird er — pessimistisch ausgedrückt — nicht so rasch zugrunde gehen. — Sagte ich anfangs: mit Genugtuung sehe der nationalistische Slowene den Verfall der deutschen Kultur und Bildung dieses Landes, so hört man andererseits weitherzige und weitschauende Slowenen gerade darüber als über einen nicht wieder gut zu machenden Schaden für ihr Volk klagen. Und schließlich haben eben jene Nationalisten vor der Einführung der Kulturautonomie geradezu Angst: sie halten den beraubten Deutschen noch immer für kulturell so weit überlegen, vor allem auch die Anziehungs- und Assimilationskraft der deutschen Kultur für so groß, daß gerade auf diesem Ge-

biete ihrem Volkstum die größte Gefahr drohe. So dürfen wir von den Segnern nicht nur unsere Fehler und Schwächen, sondern auch unsere Stärke kennen lernen. — Aber eine eindeutige und hoffnungsvolle Antwort auf die Frage: Was wird sein — wer kann die geben?

Abschied *

von R. Blaumann

„Fährst du nicht heute zu den Verwandten, um Abschied zu nehmen, Mutter?“ fragte der Wirt (Bauernhofbesitzer) die Wirtin, indem er in die Stube trat. „Der Weg ist seit gestern Nacht hübsch trocken geworden, das Wetter ist warm. Wer weiß, wie's morgen, übermorgen umschlägt.“

Die Wirtin ließ die Hände mit dem Strickzeug in den Schoß sinken und blickte zum Fenster hinaus.

„Ich könnte fahren“, sagte sie dann und seufzte. „Du wolltest also heute...“

„Ja“, antwortete der Wirt.

„Ja“, wiederholte die Frau langsam und leise. „Ein Tag hin oder her. Ja, ... was soll man ... ich werde fahren.“

Sie legte wie zögernd das Strickzeug ins Körbchen auf den Tisch, spielte gedankenvoll noch eine Weile mit den Nadeln, erhob sich dann mit festem Entschluß und begann sich umzukleiden.

Sie waren beide bereits über die mittleren Jahre hinaus, aber noch ziemlich rüstig. Bisher hatten sie ein großes Gesinde (Bauernhof) in Pacht gehabt, jetzt aber trafen sie Anstalten, Städler zu werden. Der Bruder der Wirtin war ohne nähere Erben gestorben und hatte seiner Schwester ein kleines, bequemes Haus in der Stadt hinterlassen, und das Ehepaar hatte beschlossen, um dieses Häuschens willen das mühevollte Landleben aufzugeben.

Es war zu Anfang des April und der Tag nicht mehr fern, auf den die Redsnicks den meistbietlichen Verkauf ihres in langen Jahren angesammelten lebenden und toten Eigentums angefeht hatten. Man mußte sich daher beeilen, notwendige Fahrten zu machen, so lange noch die Pferde da waren.

Während sich die Wirtin ankleidete, ging der Wirt hinaus, um den Wagen für die Fahrt in Ordnung zu bringen. Als die Wirtin fertig war, verließ auch sie das Zimmer.

Der Wirt schirnte eben eine kleine, wohlgenährte Stute an und spannte sie vor den Wagen. Die Wirtin trat auf ihn zu.

„Aber daß du selbst dabei bist, damit alles richtig geschieht“, sagte sie.

„Ja, ja“, antwortete der Mann, „steig nur ein und fahr.“

„Erst muß ich doch von ihr Abschied nehmen.“

„Was?“

* Aus dem Lettischen übersetzt vom Autor.

„Meintest du denn ohne Abschied? Nein, so nicht! Das tu ich nicht. Erst muß ich ...“ und die Wirtin schritt auf den Pferdestall zu.

„Warte, du machst dir die Kleider schlecht, wenn du hineingehst“, rief der Wirt, „wart, ich führ sie dir heraus.“

Die Wirtin war an die offene Stalltür getreten und sah mit schmerzlich verzogenen Augenbrauen in den Stall. Da standen eine alte, gelblich-braune Stute und drei Wallache. Alle drei, ein schlanker, stolzer Brauner und zwei kräftige Rappen waren Söhne der alten Stute. Von der Verträglichkeit und Liebe dieser vier Tiere zueinander wußten der Wirt und die Wirtin eine Menge Geschichten, von denen manche ans Unwahrscheinliche grenzten. Auf der Weide waren sie immer unzertrennlich gewesen, und die Söhne hatten die Mutter eifersüchtig vor anderen Pferden gehütet.

Der Wirt trat jetzt heran und führte die alte Stute aus dem Stall. Leicht hinkend stieg sie über die Schwelle. Sie sah noch ziemlich kräftig und wohlgenährt aus und schien durchaus nicht so alt, als sie war.

Beim Anblick der Wirtin wieherte sie leise. In diesem Laut lag etwas Unbeschreibliches: Gemütlichkeit, Schwäche des Alters, Dankbarkeit, eine Frage nach irgend etwas, alles das lag in diesem brummenden, ein wenig zitternden Gewieher.

Die Wirtin stand schweigend da. Ihre Wangen überslog ein Rot, und die Rippen zuckten. „Mein Lahmchen“, murmelte sie dann, das Tier mit dem selbst-erdachten Schmeichelnamen anredend und seinen Hals streichelnd. „Mein Altschen.“

„Na sieh einer!“ sagte der Wirt halb spöttisch, halb ungeduldig, „zuerst nimmst du dir vor, aus dem Haus zu fliehen, damit es hinter deinem Rücken geschieht, und nun ... nun ...“

„Ich fahre ja sogleich, ich fahre ja ... nein, es ist doch sonderbar. Ich hätte es nicht geglaubt, daß das Scheiden von einem Tier so schwer ist. Tut es dir denn gar nicht leid.“

„Wenn du willst, verkaufen wir sie auf dem Meistbot mit den andern, noch können wir es ja“, versetzte der Wirt.

„Damit sie vor dem Fuder eines Juden oder Zigeuners an irgend einem Grabenrande hinfällt. Das also ist die Gnade, die er dir immer versprochen hat, mein Lahmchen!“

Wie zur Antwort ließ die Stute wieder das zitternde, brummende Gewieher hören, wandte den Kopf der Wirtin zu, sah sie mit matten Augen an und bewegte die lange Unterlippe. Das sah eigentümlich aus.

„Als ob sie weinen wollte!“ sagte die Frau.

„Ach geh! Fahre jetzt!“ rief der Wirt ungeduldig.

„Ich fahr ja gleich. Denkst du noch daran, wie stolz du mit ihr zu meinem Vater anfuhrst, damals mit dem geschmückten Krummholz?“

Die Wirtin ergriff mit beiden Händen den Kopf der Stute und drückte einen Kuß auf das weiche, graue Maul. Dann wandte sie sich schnell ab, setzte sich in den Wagen und fuhr, den Kopf tief vorgebeugt, davon.

Der Wirt hatte unterdessen die alte Stute in den Stall zurückführen wollen, besann sich aber und band sie draußen an den Ring. Dann ging er zu den Knechten, die vor der Riege arbeiteten, und befahl, sie sollten Schaufeln nehmen und im Birkenwald bei den alten Kartoffelgruben eine Gruft graben.

„Was für eine Gruft?“ fragte einer.

„Für die alte Stute.“

„Was? Soll sie denn . . . ? So'n Tier, ein so kräftiges noch? Dreißig Rubel wird man für sie noch mitten in der Nacht zahlen. Nein, das geht doch nicht, Wirt.“

„Geht nur und grabt die Gruft!“ antwortete der Wirt.

„Schweig“, flüsterte der andere Knecht. „Da hilft kein Dawiderreden. Das ist die Stute, mit der er als Bräutigam gefahren ist. Die gibt er nicht in fremde Hände.“

Sie fingen an, nach den Schaufeln zu suchen und nahmen auch ein stumpfes Beil mit für den Fall, daß die Erde noch stark gefroren sein sollte.

Der Wirt ging in die Stube, holte die Flinte herunter und begann zu laden. Von Zeit zu Zeit ließ er die Hände wie ermattet sinken und blickte auf den Hof hinaus, wo die Stute geduldig am Ringe stand. Endlich waren beide Läufe voll. Er stellte das Gewehr in eine Ecke, trat an den Schrank und goß ein Glas Schnaps ein.

Der Knecht kam und meldete, die Gruft sei fertig. „Gut! Geh, Martin, nimm die Alte und führe sie zum Walde!“

Der Knecht band die Stute los. Als er sie am Stall vorüberführte, wieherten der Braune und die Rappen laut auf. Die Alte antwortete und wollte in den Stall zurück.

„Fort, fort!“ sagte der Wirt gepreßt.

„Sie nimmt Abschied“, meinte Martin und führte die Stute der Pforte zu.

Der Wirt folgte. Mit langsamen, ruhigen Schritten bewegte sich die Stute vorwärts. Nach einer Weile hob der Knecht von neuem an: „Ein anderes Tier schlachtest du ab, das ist nichts. Aber ein Pferd! Da wird einem so ums Herz, so . . . ganz . . . ganz. Da scheint einem das Totschießen rein wie Mord. Ich möcht mal wissen, wenn sie sprechen könnte und man sie fragen würde: willst du noch leben und von jetzt an frieren und hungern und überschwere Lasten ziehen . . . ich möcht mal wissen, ob sie nicht doch noch ein Weilchen lahmen wollte. Der Mensch, der würde sich nicht bedenken. Der würde sich sträuben, wenn man ihm sagen würde: jetzt kommt die Gruft . . .“

„Hör auf mit dem Geplapper!“ unterbrach ihn der Wirt in barschem Ton und sah weit weg. „Was geschehen muß, muß geschehen.“

Sie erreichten schweigend den Wald, wo zwischen undicht stehenden Birken ein frischer Sandhügel sichtbar wurde. Auf die Schaufel gestützt, erwartete sie der zweite Knecht. Etwa drei Schritt von der Gruft entfernt, stand ein schlanker Baum. An diesen hieß der Wirt die Stute anbinden. Feierlicher Ernst lag auf seinen

Zügel, und seine Finger zitterten leise, als er den Hahn der Flinte spannte und nachsah, ob das Zündhütchen in Ordnung sei.

„Geht weg!“ befahl er dann gedämpft, und die Burschen gingen zur Seite. Er selbst trat in eine angemessene Entfernung, legte an und zielte auf den Kopf der Stute. Plötzlich ließ er das Gewehr sinken, biß sich in die Unterlippe und stand so eine kleine Weile da. Die Stute blickte ihn an und wurde unruhig. Da erhob er abermals die Flinte. Der Schuß krachte, die Stute wankte und stürzte nieder.

Als der Rauch sich verzogen hatte, eilten die Knechte herzu.

„Gut getroffen!“ rief Martin. „Tot! Sehr gut getroffen!“

Mit langsamen Schritten näherte sich nun auch der Wirt. Die Stirn der Stute war zerschmettert, das Blut rann unter dem Kopf in eine dunkle Lache zusammen, das erloschene Auge starrte den Wirt gläsern an.

„Mein Altchen“, murmelte er kaum vernehmlich, „mein Altchen . . .“, dann entglitt seinen Händen die Flinte, und er drückte beide Fäuste fest gegen die Augen. Sein Kopf erzitterte. Die Knechte hörten, wie er leise schluchzte.



Rundschau

BCU Cluj / Central University Library Cluj

Der Tätigkeitsbericht des Deutschen Kulturamtes in Rumänien

Das Deutsche Kulturamt in Rumänien hat einen die ersten fünf Jahre seiner Arbeit umfassenden Tätigkeitsbericht herausgegeben. Es erweist sich, daß eine solche schon mit einer gewissen Distanz zu den Ereignissen ausgerüstete Überschau viel ertragreicher ist als ein Jahresbericht, der mehr oder weniger doch nur Tatsachen und Statistiken aneinanderreicht. Indem hier ein größerer Zeitraum überblickt wird, gelingt es, das Richtungsgebende der Arbeit, die prinzipiellen Erfahrungen und Ergebnisse herauszukristallisieren. Und das ist es, worauf es auch demjenigen vor allem ankommt, der einen Tätigkeitsbericht mit Interesse liest: dem auf gleichem Gebiete Arbeitenden und Kämpfenden.

Der Tätigkeitsbericht des Deutschen Kulturamtes deutet zunächst einmal den weiten Umfang der Arbeit an, der hier in Angriff genommen wurde. Sie läßt sich in vier Hauptabschnitte gliedern:

1. Die Bildungsarbeit am deutschen Volke in Rumänien, die dann wieder in zwei großen Tätigkeitsfeldern getrennt erscheint:
 - a) Volksbildung im engeren Sinne,
 - b) Pflege des höheren wissenschaftlichen und künstlerischen Lebens;

II. Runde des deutschen Volkes in Rumänien:

- a) durch Sammelarbeit in Kartotheken und Büchereien,
- b) durch Propagandatätigkeit für das deutsche Volk in Rumänien durch Auswertung des gesammelten Materials in der Presse, durch Vorträge usw.,
- c) Orientierung über und für das deutsche Volk in Rumänien durch verlegerische Tätigkeit. (Eigene Publikation);

III. Beratung des deutschen Volkes in Rumänien (Auskunftsstelle, Lesesaal, Vermittlungen jeder Art, Studien- und Berufsberatung usw.);

IV. Kulturelle Verbindung des Deutschtums in Rumänien mit den Nachbarvölkern, mit dem deutschen Mutterlande und mit dem übrigen Auslandsdeutschtum.

Als ein Hauptergebnis dieser Tätigkeit neben allen im Berichte aufgezählten positiven Leistungen muß die immer klarere Herausarbeitung der Methoden, nach denen vorgegangen wird, bezeichnet werden. Die eigenen Erfahrungen, die Überwindung von Kinderkrankheiten auf den einzelnen Gebieten (Büchereiwesen, Lichtbildervorträge), die ständige aufmerksame Vergleichung mit der kulturpolitischen Methode der anderen deutschen Minderheiten ließ die Arbeitsweise immer bewußter, immer geradliniger werden. Der Tätigkeitsbericht des Deutschen Kulturamtes in Rumänien gibt uns einen übersichtlich gegliederten Quer- und Durchschnitt des Umfangs, des Inhaltes und der Methoden der kulturpolitischen Gesamtarbeit in einer stark differenzierten deutschen Minderheit in die Hand. Er ist also ein Zeidokument und eine Orientierungsquelle prinzipiellster Natur.

Die Hochschulwoche der Prager Deutschen Universität in Gablonz

Der Ortsbildungsausschuß der Stadt Gablonz hat die Zahl der regelmäßigen Hochschulkurse in der Tschechoslowakei in glücklicher Art erweitert, vom 26. September bis 8. Oktober wurden in dem Festsaale der Handelsakademie (624 regelmäßige Hörer!) wissenschaftliche Vorlesungen Prager deutscher Hochschullehrer abgehalten. Hervorgehoben zu werden verdient, daß die Vortragenden einem billigen, mehr dem Unterhaltungsbedürfnis dienenden Popularisieren aus dem Wege gingen, sondern „in streng wissenschaftlicher Gedankendisziplin die Hörer bis zu den letzten gesicherten Ergebnissen des gewählten Gebietes führten“. Die Vorträge bezogen sich auf Themen sämtlicher Fakultäten. Ein bildungsmäßiger und völkischer Hauptzweck der Gablonzer Hochschulwoche ist, den lebendigen Zusammenhang zwischen der Prager Universität und dem sudetendeutschen Volk lebendig zu erhalten und zu vertiefen.

Zur neuzeitlichen Literatur der mit deutschen Minderheiten lebenden fremdrassigen Völker

Es gehört mit zu den Aufgaben unserer Zeitschrift, das kulturelle Leben jener Völker zu beobachten und darzustellen, mit denen wir Auslanddeutsche in unmittelbarer Nachbarschaft leben. Nur aus ihrer Eigenart und nur aus der geistig-seelischen Wechselwirkung ihres Volkstums mit unserem läßt sich auch unsere Art ganz verstehn. Wir wollen versuchen, durch unmittelbare Zeugnisse unsere Leser der geistigen Wesensart der verschiedenen Gastvölker näher zu bringen, indem wir für die junge Literatur besonders charakteristisch erscheinende Produkte in guten Übersetzungen veröffentlichen. Die Reihe eröffnete eine Erzählung des Rumänen Sadoveanu (II. Jahrg., Heft 4 und 5), wir bringen nun im laufenden Heft die Skizze eines lettischen Dichters und werden nun regelmäßig weiteres folgen lassen.

Mitteilungen der Schriftleitung:

Druckfehlerberichtigung. Im 11. Heft auf Seite 352, fünfte Zeile von unten und auf Seite 353, erste und sechste Zeile von oben soll es statt Fünfkirchen richtig heißen: Großkarol.

Inhalt

- Wie weit sind wir auf dem Wege zur deutschen Volksgemeinschaft? — VIII. Deutsche Kulturarbeit in Nordschleswig von W. Koopmann-Tingleff.
Volksebildung und Heimatbewegung von Fritz Köpp-Frankfurt a. M.
Der Lebenskampf der Deutschen in Polen, geschildert von Viktor Kauder-Kattowitz.
Am Vorweihnachtsabend von Alfred Klöß-Lugosch (Banat).
Aus dem Leben einer deutschen Gemeinde in Süd-Chile. — II. Die Bauern vom See von Pfarrer Diedrich-Puerto Montt (Chile).
Kulturprobleme des Deutschtums in Slowenien von Gerhard May-Silli.
Abschied von R. Blaumann.
Rundschau: Der Tätigkeitsbericht des Deutschen Kulturamtes in Rumänien. — Die Hochschulwoche der Prager Deutschen Universität in Gablonz. — Zur neuzeitlichen Literatur der mit deutschen Minderheiten lebenden fremdrassigen Völker.

Herausgeber: Dr. Richard Esaki-Hermannstadt.
Ostland-Verlag, Hermannstadt.

Diese Zeitschrift erscheint am 1. eines jeden Monats im Umfang von 2—3 Druckbogen. Sie ist zu beziehen durch alle Buchhandlungen und durch den Ostland-Verlag Hermannstadt (Sibiu), Rumänien, Straußenburggasse.

Preis des Einzelheftes für Rumänien 35 Lei, für das Ausland 0 90 R.-M., Halbjahresbezug für Rumänien 180 Lei, für das Ausland 4 50 R.-M., Jahresbezug für Rumänien 360 Lei, für das Ausland 9 R.-M., für Österreich Jahresbezug 15 Schilling, Halbjahresbezug 7 50 Schilling.

Die Bezugspreise verstehen sich einschließlich Postversand. Zahlungen sind zu leisten im Inland auf das Konto des Deutschen Kulturamtes an die Hermannstädter allgemeine Sparkassa, die Bodenkreditanstalt, beide in Hermannstadt, oder an den Verlag selbst. Im Ausland an die Deutsche Reichsbank, Berlin, W. 9, Köthenerstraße 39—43. (Zahlung durch Posterslagchein möglich.)

Inhaltsverzeichnis

des zweiten Jahrganges

Aufsätze, Essays.

	Seite
Bäumler, Dr. Alfred (Dresden): Das Gesicht des mittelalterlichen Menschen . . .	274
Beermann, Johannes (Reval): Die deutsche Kulturselbstverwaltung in Estland . .	301
Binder, Rudolf (Hermannstadt): Aus der Arbeit der Volksbildungsabteilung beim Deutschen Kulturamt in Rumänien	210
Bröderich, Sylvio (Berlin): Die deutsche Volksgemeinschaft in der Republik Litauen .	37
Czafi, Dr. Richard (Hermannstadt): Die deutsche Volksgemeinschaft in Rumänien .	1
Czafi, Dr. Richard (Hermannstadt): Eine siebenbürgisch-sächsische Volkskunstreise durch Deutschland	23
Czafi, Dr. Richard (Hermannstadt): Siebenbürgens Beziehungen zu Deutschland . .	132
Czafi, Dr. Richard (Hermannstadt): Ansprache bei der Eröffnung der Siebenbürgischen Volkskunstausstellung in Berlin	147
Czafi, Dr. Richard (Hermannstadt): Grundsätzliches zur Siebenbürgischen Volkskunstausstellung in Berlin	158
Czafi, Dr. Richard (Hermannstadt): Vom Laienspiel	197
Czafi, Dr. Richard (Hermannstadt): Zur Geschichte der deutschen Literatur in Ungarn	247
Czafi, Dr. Richard (Hermannstadt): Auslandsdeutsche Hochschulwochen	337
Diedrich, Pfarrer (Puerto-Montt, Chile): Aus dem Leben einer deutschen Gemeinde in Süd-Chile	357
Diedrich, Pfarrer (Puerto-Montt, Chile): Aus dem Leben einer deutschen Gemeinde in Südchile II. Die Bauern vom See	390
Faulstich, Dr. Agibius (Németbóly): Die deutsche Volksgemeinschaft in Ungarn . .	145
Fingesser, Hans (Bozen): Die Politik Italiens in Südtirol	181
Gebhardt, Dr. (Frankfurt a. M.): Über das Verhältnis der evangelischen Kirche zur Volksbildung	319
Häckel, Dr. Ernst (Wien-Budapest): Karl Vacher, ein südmährischer Mundartdichter	47
Hajek, Dr. Egon (Kronstadt): Ein gotischer Dom Südosteuropas	113
Hövel, Dr. F. vom (Berlin): Beitrag zur Frage Mitteleuropas	253
Kauder, Viktor (Kattowitz): Adolf Eichler und das Deutschtum in Kongreßpolen . .	9
Kauder, Viktor (Kattowitz): Die deutsche Volksgemeinschaft in Polen	73
Kauder, Viktor (Kattowitz): Der Lebenskampf der Deutschen in Polen	383
Koopmann, W. (Singleff): Deutsche Kulturarbeit in Nordschleswig	373
Köpp, Fritz (Frankfurt a. M.): Volksbildung und Heimatbewegung	378
Kubczak, Viktor (Breslau): Fritz Walter Bischoff, ein schlesischer Dichter	127
Rühnemann, Dr. Eugen (Breslau): Vom neuen und alten Deutschtum	278
May, Gerhard (Cilli): Kulturprobleme des Deutschtums in Slowenien	394
Maybell, Walter Baron (Dorpat): Vom heutigen Dorpat	203
Müller-Freienfels, Dr. Richard (Berlin): Sprache und Volkstum	281
Müller-Langenthal, Friedrich (Hermannstadt): Grundsätzliches zum Schulrecht der deutschen Minderheiten in Europa	237
Nußbächer, Dr. Konrad (Hermannstadt): Der Sachsengefichte letzter Band	91

	Seite
Außbacher, Dr. Konrad (Hermannstadt): Mia Munier-Wroblewska	314
Onden, Dr. Hermann (München): Die geistige und sittliche Bedeutung des Aus- landdeutchtums	231
Orend, Dr. M. (Hermannstadt): Rasse und Temperament des siebenbürg.-sächsischen Bauern	85
Pomarius, Alfred (Schäßburg): Das Grunderlebnis in der Philosophie Erwin Reizners Seraphim, Dr. Ernst (Königsberg): Das Deutchtum auf dem Boden des alten Ungarn	12
Siegel, Dr. Carl (Ezernowitz): Aber die Psychologie von heute	344
Spranger, Dr. Eduard (Berlin): Aber Erziehung zum deutschen Volksbewußtsein . .	42
Stavenhagen, Kurt (Riga): Die konservativ-liberal-demokratische Staatsauffassung und Mitteleuropa	265
Steinacker, E. (Klosterneuburg a. d. Donau): Die völkische Aufgabe der Sieben- bürger Sachsen	51
Wachtzmuth, Wolfgang (Riga): Deutsche Volksgemeinschaft in Lettland	289
Wrede, Dr. Adam (Röln): Humor und Ironie in der altdeutschen Wort- und Bildkunst	109
	284

Gedichte.

Bacher, Karl (Waltrowitz): Dos südmährische Bauerngesong	51
Brinken, Gertrud von den: Zwei Gedichte	89
Eisef, Oskar Walter (Bukarest): Vier Gedichte	312
Ernst, Heinrich (Hermannstadt): Tartareneinsfall	20
Folberth, Otto (Mediasch): Drei Gedichte	41
Gleim, Richard (Schönbirf): Wanderung	223
Hajek, Egon (Kronstadt): Johann Sebastian Bach	245
Schilling, Otto von: Alt-Riga	7
Verflingende Weisen, Lothringer Volkslieder	166
Wanderlied (Oberwischauer Sprachinsel)	197

Aphorismen.

Mutius, Gerhard von (Bukarest)	270
--	-----

Erzählungen, Skizzen.

Blaumann, R.: Abschied	399
Ein Tag auf dem Restgute von Melschwalden. Von einem Bodenständigen	205
Klöß, Alfred (Lugosch): Am Vorweihnachtsabend	386
Munier-Wroblewska, Mia (Goldingen): Drei baltische Zeitbilder	77
Sadoveanu, Michael: Das Grab eines Kindes	121, 151

Rundschau.

Ausblühendes deutsches Leben in Jugoslawien	228
Auslanddeutsche Hochschulwochen	226
Auslanddeutsch oder Auslandsdeutsch	367
Baltendeutsch	369
Banater deutsche Kulturhefte	335
Berliner pädagogische Wochen für Ausländer	98
Bildungsfragen des Auslanddeutchtums	255

	Seite
Bildungsprobleme des Auslandsdeutschtums	224
Das Deutsche Auslandsinstitut im Jahre 1926/1927	294
Das E. Lindner-Jubelfest	139
Das Herderinstitut in Riga, staatlich anerkannte Privathochschule	256
Das Institut für Weltwirtschaft und Seeverkehr der Universität Kiel	67
Der achte deutsche Ferienhochschulkurs in Hermannstadt	335
Der dritte Kongreß der Organisierten Nationalen Gruppen Europas	332
Der Tätigkeitsbericht des deutschen Kulturamtes in Rumänien	402
Dr. H. Rauschnig, ein Gedenkblatt zum dreijährigen Bestehen der „Deutschen Blätter in Polen“	63
Deutsch-akademische Schulungswoche in Slowenien	368
Deutsches Geistesleben in Chile	225
Die Bücherstube	28
Die deutschen Bibliotheken und das Auslandsdeutschtum	26
Die dritte Schlesiische Kulturwoche	257
Die Fernschule	63
Die Haupttagung des B. D. U.	227
Die Hochschulwoche der Prager deutschen Universität in Gablonz	403
Die Kulturselbstverwaltung der Slowenen in Kärnten	295
Edmund Steinacker 88 Jahre alt	293
Eine allgemeine deutsche Volkskunstausstellung	170
Ein Archiv für Landeskunde in der Bukowina	336
Eine deutsche Ackerbauschule im rumänischen Banat	228
Eine deutsche Liebhaberbühne in Lemberg	294
Eine medizinische Zeitschrift der deutschen Ärzte in Rumänien	66
Eine Studienreise deutscher Zeitschriftenherausgeber durch Südosteuropa	368
Ein Magyare über den Wiederaufstieg Deutschlands	95
Erste deutsche Hochschulwoche in Rattowitz	361
75-Jahrfeier deutscher Kolonisation in Südschile	359
Jugend im Lande der Jugend	101
„Kulturämter“	255
Natio, ein Organ für nationale Fragen in Polen	225
Nation und Staat, eine deutsche Zeitschrift für das europäische Minoritätenproblem	334
Raub der deutschen Domkirche in Reval	138
Rechtswissenschaft und deutsche Minderheit	27
Reichsdeutsche Universitätsprofessoren in Estland	227
Rumänien für seine im Ausland lebenden Minderheiten	96
Stephan Ludwig Roth, Gesamtausgabe seiner Werke	97
Universitätsprofessor Dr. Carl Siegel	228
Universitätsprofessor Dr. Wilhelm Andree	258
Vom Bund der Ostschwaben in Amerika	258
Vom deutschen Leben in Lothringen	168
Vom Deutschtum in der Dobrudscha	228
Vom Zentralverband auslandsdeutscher Studierender	295
Von den Wenden in der Lausitz	293
Von unseren Kalendern	65
Zur Jahrestagung des Verbandes deutscher Vereine in Estland	294
Zur neuzeitlichen Literatur der mit deutschen Minderheiten lebenden fremdrassigen Völker	404
Zur Tagung der Vertreter der deutschen Minderheiten in Reval und Riga	257

Bücher der Zeit.

	Seite
Mutius, Gerhard von (Bukarest): Jenseits von Person und Sache	29
Kieferitzky, Dr. Ernst: Die Schönheit unserer Muttersprache	102
Nollau, Hermann: Germanische Wiedererstehung	102

Bücherchau.

Bücherbesprechungen beginnen auf den Seiten: 32, 68, 104, 141, 172, 229, 258, 296, 369

Mitteilungen der Schriftleitung.

Druckfehlerberichtigung	404
Redaktionelle Mitteilungen	180, 230



BCU Cluj / Central University Library Cluj



Siebenbürgisch-Deutsches

Tageblatt

Gründungsjahr 1874

Politisch führende Stimme der deutschen
Volksgemeinschaft in Rumänien

Das beste Nachrichtenblatt und in-
folge der größten Verbreitung das
werbeträftigste Anzeigenorgan

Verwaltung des Siebenbürgisch-Deutschen
Tageblatt / Hermannstadt-Sibiu
Rumänien / Königin-Mariastraße Nr. 25

Auslandsfirmer

die mit Deutschland Handel treiben, legen gewiss grossen Wert auf aktuelles und umfassendes Adressenmaterial. Dieses liefert in vorbildlicher Übersichtlichkeit, alphabetisch nach Ländern, Orten und Branchen geordnet, das weltbekannte

Deutsche Reichs-Adressbuch 1926 für Industrie, Gewerbe und Handel.

Dasselbe kann sofort geliefert werden zum herabgesetzten Preise von Mk. 65.— franko Ausland exkl. etwaiger Zollspesen gegen Voreinsendung des Betrages vom unterzeichneten Verlag. — Für den Schnellverkehr mit Deutschland empfehlen wir wegen der enormen Telegrammspesen-Ersparnis den in den 4 Welthandelsprachen erschienenen

internationalen Rudolf Mosse-Code

<u>Deutsche</u> Ausgabe (600 S.) . . .	Mk. 42.—	frko.
<u>Englische</u> Ausgabe (900 S.) . . .	Mk. 63.—	frko.
<u>Französische</u> Ausgabe (900 S.) . . .	Mk. 63.—	frko.
<u>Spanische</u> Ausgabe (900 S.) . . .	Mk. 63.—	frko.

Verlag RUDOLF MOSSE, Berlin, S. W. 19, Abt. Adressbücher und Codes
Jerusalemmer Strasse 46—49

Hermannstädter Gewerbe- und Handelsbank Aktiengesellschaft

empfehltsich zur Durchführung sämtlicher
Bankgeschäfte

Hermannstädter allgemeine Sparkassa



Gegründet 1841

BCU Cluj / Central University Library Cluj

*Kapital u. offene Reserven
~ rund 80,000.000 Lei ~*

Zentrale: Hermannstadt-Sibiu

*Filialen in: Lovrin (Banat),
Mediasch, Neumarkt a. M.
(Târgu-Mureş) u. Temesvar*

Emil Höchsmann

Juwelier

Sibiu ~ Hermannstadt

Königin-Mariastrasse

Hotel Römischer Kaiser

BCU Cluj / Central University Library Cluj

Hermannstadt

Königin Mariastrasse 2

Das einzige Tageblatt des Deutschtums in der Bukowina sowie in den angrenzenden Gebieten Nordrumäniens (Bessarabien und nördliche Moldau) ist die

Czernowitzer Deutsche Tagespost

die daher im ganzen Norden Rumäniens größte Verbreitung besitzt und die besten Handels- und informativen Nachrichten über diese Gebiete beinhaltet. — Inserate wegen der großen Verbreitung von stärkstem Erfolg. — Bezugspreis für das Inland Lei 68.—, für das Ausland 120.— monatlich.

Schriftleitung u. Verwaltung: Czernowitz (Cernăuți), Strada Iancu Flondor 47 (Deutsches Haus).